Albert Schweitzer

MITTEILUNGEN AUS LAMBARENE

Zweites Heft

Herbst 1924 bis Herbst 1925

PAUL HAUPT
Akademische Buchhandlung vorm. Max Drechsel
Bern 1926

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/mitteilungenausl0000albe

Albert Schweitzer

Mitteilungen aus Lambarene

Zweites Heft

Herbst 1924 bis Herbst 1925

PAUL HAUPT
Akademische Buchhandlung vorm. Max Drechsel
Bern 1926

I.

Spätherbst und Weihnachten 1924.

Das grosse Ereignis, seitdem ich den Freunden das erste Heft « Mitteilungen aus Lambarene » zusandte, ist, dass ich jetzt einen zweiten Arzt als Helfer neben mir habe. Schneller als ich zu hoffen wagte, hat sich dieser Traum erfüllt. Seit dem 19. Oktober teilt der elsässische Landsmann Viktor Nessmann meine Arbeit. Er ist der Sohn eines elsässischen Pfarrers, der seinerzeit mein Studiengenosse in Strassburg war.

Die Hilfe kam zur rechten Zeit. Keinen Tag weiter hätte ich mehr die doppelte Last des Baumeisters und des Arztes tragen können. Was habe ich darunter gelitten, dass so viele Untersuchungen von Kranken, die hätten vertieft werden sollen, nicht durchgeführt wurden, weil Zeit und Kraft auch bei der höchsten Anspannung der Energie nicht reichen wollten! Und welche Unruhe bereitete es mir, dass ich bei den so energischen und gefährlichen Kuren, wie sie manche tropischen Krankheiten erheischen, den Kranken nicht genug nachgehen konnte. Wie oft hätte das Mikroskop oder das Reagenzglas befragt werden sollen, und blieben unbefragt! In Chirurgie wurde auch nur das Allernotwendigste unternommen.

So bedeutet das Tuten des Flussdampfers, der mir den Landsmann bringen soll, die Erlösung aus der Pein unfreiwillig zu oberflächlich betriebener Medizin. Schnell werden die Canoes bemannt. Mild geht der erste Regen der eben einsetzenden Regenzeit nieder, während wir am Flussdampfer anlegen und der junge Landsmann, der noch nicht weiss, was Müdigkeit ist, mir vom Deck herunter zuwinkt. « Jetzt sollen Sie ruhen und ich übernehme alle Arbeit, » sagt er beim ersten Händedruck. « Gut, » antworte ich, « dann beginnen Sie damit, dass Sie das Umladen Ihrer Koffer und Kisten in die Canoes leiten. » Dies ist schon eine Probe auf Tüchtigkeit für Afrika. Auf dem Flussdampfer liegen Kisten und Koffer durcheinander. Jeder muss sich das Seinige aus den verschiedenen Haufen zusammensuchen und auf seine Schwarzen achten, dass sie

nichts davon stehen lassen, keine fremden Kisten und Koffer mit verladen, nichts in den Fluss fallen lassen und die Frachtstücke in dem Canoe gut verteilen. Der neue Doktor, von den Schwarzen ob seiner Jugendlichkeit bestaunt, zeigt sich als umsichtiger Verlader. Auf der Heimfahrt bringe ich fast kein Wort heraus, so erdrückt bin ich durch die Tatsache, den ärztlichen Helfer neben mir zu haben. Wie eine Wonne erlebe ich es, mir eingestehen zu dürfen, wie müde ich bin.

Was sich beim Umladen zeigte, wird in den nächsten Tagen fort und fort bestätigt. Der neue Doktor ist für Afrika wie geschaffen. Er ist praktisch veranlagt, versteht zu organisieren und weiss die Eingeborenen zu nehmen. Auch besitzt er Humor, ohne welchen man hier nicht auskommt. Bei den Schwarzen heisst er, trotz seiner stämmigen Gestalt, der « kleine Doktor ». « Klein » bedeutet nämlich nach dem hiesigen Sprachgebrauch « jung ».

Rasch lebt er sich in den ärztlichen Betrieb ein. In den ersten Wochen freilich fällt er zuweilen noch aus der Rolle. Hat er sich für den Eintrag in das Krankenbuch den ganz unmöglichen Namen eines ganz Wilden mühsam zusammenbuchstabiert, so ist er imstande, in aller Unschuld, aus europäischer Gewohnheit, noch nach dem Taufnamen zu fragen.

Mitte November verlieren wir den getreuen zweiten Heilgehilfen G'Mba durch den Tod. An Allerheiligen und Allerseelen auf Urlaub bei Verwandten weilend, kommt er auf der Heimfahrt in heftigen Regen und erkältet sich. Alsbald bricht ein Fieber aus, dessen wir mit allen Mitteln nicht Herr werden. Er selber gibt sich von der Schwere der Erkrankung Rechenschaft. Nach zwei Wochen hat das Fieber seine Lebenskraft gebrochen. Die letzten Tage verbringt er im Coma. Die angstvoll flehenden Augen, die er auf uns richtete, wenn wir uns mit ihm beschäftigten, kann ich nie vergessen. Sein Tod geht uns allen sehr nahe.

G'Mba war aus innerem Beruf Heilgehilfe geworden. Er liebte seine Arbeit. Nur war er nicht dazu zu bringen, auch die Sorge für Ordnung und Reinlichkeit im Spital unter seine Pflichten zu rechnen. Er konnte es ruhig mit ansehen, dass die Weiber der Kranken die Küchenabfälle und den Unrat einfach vor die Baracken warfen statt sie auf den Misthaufen zu tragen. Als ich ihn wieder einmal deswegen zur Rede stellte, antwortete er : « Was willst du, dass ich ihnen sage? Meine eigene Frau gehorcht mir nicht. Wie sollen da andere Weiber auf mich hören? »

Auch Joseph mag sich nicht mit den nichtmedizinischen Angelegenheiten des Spitalbetriebs abgeben, weil damit Palaver mit den Kranken und ihren Angehörigen verbunden sind. Ich kann es ihm eigentlich nicht verargen. Es ist hier sehr schwer, dass ein Eingeborener, in welcher Stellung er auch sei, sich Gehorsam bei seinesgleichen verschaffe. Auch auf den Holzplätzen wird die Arbeit dadurch ausserordentlich erschwert, dass es nicht gelingt schwarze Aufseher zu finden, die Autorität haben. Also müssen der neue Doktor und ich die Aufseherdienste im Spital und drum herum übernehmen und gar viel Zeit auf kleine und grosse Palaver verwenden, die eigentlich Sache unseres Personals wären. Es kommt vor, dass der neue Doktor, der mich in dieser Hinsicht entlastet, wo er nur kann, zwei Stunden mit einer Untersuchung zubringen muss, welches Weib es war, das die Küchenabfälle auf den Weg warf. Auch als Untersuchungsrichter bewährt er sich.

An G'Mbas Stelle tritt Dominik, einer unserer Genesenden, der sich ziemlich anstellig zeigt. Freilich, er kann weder lesen noch schreiben. Gerne möchte ich noch zwei oder drei weitere Heilgehilfen einstellen. Trotz der guten Löhne und der guten Verpflegung, die ich biete, finde ich keine. Eine Anstellung, bei der man oft nicht die volle Mittagspause hat und unter Umständen bis weit in die Nacht hinein arbeiten muss, ist nicht nach dem Geschmack der hiesigen Schwarzen. So müssen wir viele Arbeit tun, die wir gut auf eingeborene Heilgehilfen abladen könnten, und dafür als Aerzte gar manches versäumen.

Glücklicherweise beherrscht Joseph die Technik der intravenösen Einspritzungen, die in der Behandlung der tropischen Krankheiten eine so grosse Rolle spielen. Unter gebührender Beaufsichtigung kann man ihm diese Arbeit fast ganz überlassen. Sie nimmt oft seinen ganzen Morgen in Anspruch.

* * *

Die Anwesenheit des neuen Doktors erlaubt mir, wenn es sein muss, fast den ganzen Tag den Bauarbeiten zu widmen. Zuerst werden die beiden schon bestehenden Baracken mit Betten ausgestattet. Bisher hatte ich genug damit zu tun gehabt, Dächer zu decken und Dächer zu flicken. Zuerst gilt es, sich die Hölzer für einige Betten, womit natürlich Pritschen gemeint sind, zu beschaffen. Zu diesem Zwecke zieht der neue Doktor eines Morgens mit einem Trupp in den Wald hinaus. Es ist seine erste Fahrt als Holzhauer. Fast passiert ihm dabei, dass er, von den Schwarzen falsch beraten, einen Kakaobaum zur Strecke bringt, der von einer alten Pflanzung her

noch in einer Lichtung steht. Ich selber zimmere die Betten mit Minköe, einem siebzehnjährigen Eingeborenen aus Samkita, den mir Frau Missionar Morel ganz elend, mit einem grossen Fussgeschwür behaftet, zu Beginn des Sommers zugesandt hatte. Durch Neosalvarsan geheilt, macht er sich nun nützlich, wo er kann. Sein Plan ist, später als Heilgehilfe bei mir einzutreten. Gegen Abend kommt dann gewöhnlich der neue Doktor dazu, um sich im Hantieren mit Hammer und Säge von der Medizin auszuruhen.

Bei meinem ersten Aufenthalt hatte ich den Eingeborenen die Herstellung der Betten überlassen. Dies mag ich diesmal nicht wieder tun. Was sie sich selber zusammenzimmern bricht nach kurzer Zeit zusammen, weil sie dazu aus Bequemlichkeit Weichholz nehmen, in das die Termiten gehen. Man kommt dann aus der Flickerei nicht heraus, wie ich es damals genugsam erfahren habe.

Die Betten, wie ich sie brauche, müssen aus gutem Hartholz hergestellt sein; auch sollen sie von ihren in der Erde stehenden Pfosten herunter gehoben, in die Sonne gebracht und gereinigt werden können; ferner müssen sie in zwei Reihen übereinander angelegt werden, wie die Lager eines Schlafwagens, damit der Raum unter den Dächern völligst ausgenützt wird. Diese dauerhaften und zweckmässigen Betten muss ich selber zimmern. Die Gestelle werden aus Hartholzknüppeln zusammengenagelt und ruhen auf Hartholzpfosten, die in der Erde stehen. Die Liegefläche wird aus langen, schmalen Bambusstreifen hergestellt, die mit Lianen nebeneinander auf eine Lage von gleichmässig dicken, regelmässigen Knüppeln aufgebunden werden.

Am einfachsten wäre es, wenn ich Pritschen aus Brettern anfertigte. Aber ich habe keine Bretter und habe auch keine Aussicht solche in der nächsten Zeit in genügender Anzahl beschaffen zu können. So muss ich mit Knüppeln und mit Bambus bauen, was mich teuerer kommt als die teuersten Bretter und mir dazu viel mehr Arbeit verursacht. Wie viele Tage gehen mit der Beschaffung des Materials verloren! Wie viele Essensrationen und Geschenke muss ich an die Leute vergeben, die unter der Führung Minköes die vielen Fahrten in die Wälder und Sümpfe unternehmen! Für Bambus muss ich die Canoes in einen Sumpf etwa 20 Kilometer stromaufwärts senden. Einigermassen gerade gewachsenes Hartholz, wie ich es brauche, muss mühsam im Innern des Waldes zusammengesucht und oft sehr weit durch Gestrüpp getragen werden, durch das man sich erst mit Axt und Buschmesser einen Weg bahnen muss.

Einmal schickte ich, unter Aufwendung bedeutender Geschenke, die Rudermannschaft eines bei mir zur Pflege befindlichen Europäers nach Hölzern für die Betten aus. Die Leute, die mir für drei Tage zur Verfügung gestellt sind, scheinen eifrig. Sie kommen spät in der Nacht zurück und bringen jedesmal ein Canoe voll Holz heim. Da wir gerade sehr viel zu tun haben, komme ich nicht dazu, ihre Lieferungen auch auf Qualität zu prüfen. Nachdem sie mit ihrem Herrn fort sind, stellt sich heraus, dass sie lauter ganz unbrauchbares Weichholz gebracht haben, wie man davon am Ufer des Flusses, hundert Meter unterhalb des Spitals, in einer halben Stunde ein ganzes Canoe voll schlagen kann. Nur wussten sie nicht, dass in einigen Wochen ihr Herr zu einer Nachkur zurückkehren würde. Wenn sie mir dann wieder in die Hände kommen, bezahlen sie es mit manchem Schweisstropfen, dass sie es mit dem Unterschiede zwischen Weichholz und Hartholz in Ansehung meiner Person zu leicht genommen hatten.

Endlich sind ungefähr vierzig Betten fertig. Nun muss eine verschliessbare Hütte hergestellt werden für die Aufbewahrung der Ruder und der Arbeitsgeräte. Dringend bedürfen wir auch eines Raumes zum Lagern der Bananen und der Reissäcke und eines mit Schäften versehenen grossen Verschlages zum Sortieren und Aufstapeln der Blechbüchsen, Fläschchen und Flaschen, in denen wir den Kranken die Arzneien mitgeben. Wie einfach wäre dies alles, wenn Bretter vorhanden wären! Wie kompliziert und mühsam wird es, wenn man mit Knüppeln arbeiten muss, die dazu noch erst von weit herzuholen sind! Und welche Schwierigkeit mit solchem Material diebessicher zu bauen!

Manchmal ruht die Arbeit Tage lang, weil die Leute sich weigern in den Wald zu fahren. Sie wollen sich von der vorhergehenden Expedition erst gründlich ausruhen. Oder es regnet. Bei Regen aber bringt man die Schwarzen Aequatorialafrikas nicht an die Arbeit. Ein Regentag gilt als ein von Gott geschenkter Ruhetag. In dieser Abneigung vor dem Nasswerden haben sie nicht unrecht. Da alle Eingeborenen hier mehr oder weniger mit Malaria infiziert sind, kann die geringste Erkältung einen Fieberanfall auslösen. Ich selber achte darauf, dass sie so wenig wie möglich im Regen zu tun haben.

Nachdem diese Aufbewahrungsräume fertig sind, wird eine neue auf etwa dreissig Betten berechnete Krankenbaracke in Angriff genommen. Die Zahl der Kranken nimmt ja ständig zu. Jeden Abend gilt es sechzig bis siebzig Kranken, die Begleiter

nicht eingerechnet, Unterkunft zu bieten. Auch müssen wir dazu kommen, einen eigenen Raum von fünfzehn Betten für die Operierten frei zu halten. Wenn wir einmal Chirurgie in dem Umfange treiben, wie es hier erforderlich ist, geht es nicht mehr an, dass die Operierten wie bisher unter die andern Kranken gelegt werden, wo gerade Platz ist.

Während ich einen grossen Teil meiner Zeit diesen Arbeiten opfere, ist Monzalie, der mit seiner schlafkranken Frau gekommene Zimmermann, mit dem Aufstellen eines Häuschens von drei Zimmern beschäftigt. Dieses, ein Pfahlbau mit Bretterboden und einem Dach aus Blätterziegeln, ist für den neuen Doktor und die weissen Kranken bestimmt. An dieses Häuschen werden alle Balken und Bretter gewandt, die ich mir beschaffen kann. Auf eindringliche Bitten bekomme ich von mehreren Seiten alte Balken geschenkt. Bretter sägt mir die Missionssägerei von N'Gômô von Zeit zu Zeit in kleinen Mengen. Nun heisst es aber noch das Holz hierher schaffen. Die Bretter von N'Gômô müssen über vierzig Kilometer weit den Fluss heraufgebracht werden. Ein Teil der geschenkten Balken ist gar hundertfünfzig Kilometer weit heraufzuholen. Dabei ist der Verkehr auf dem Strome durch Hochwasser erschwert. Gar oft ruht die Arbeit an dem Häuschen des neuen Doktors und der weissen Kranken, weil keine Balken und Bretter mehr da sind. Oft auch wird sie unterbrochen, weil der schwarze Zimmermann sich seiner Frau, die bereits ganz gelähmt ist, widmen muss. Er pflegt sie mit rührender Geduld.

Der schwarze Zimmermann kennt sein Handwerk einigermassen. Aber er kann das Metermass nicht richtig benutzen, weil er mit den gedruckten Zahlen auf gespanntem Fusse lebt. Sag' ich ihm, dass er die eine Tür zehn Centimeter breiter machen soll als die andere, so schaut er mich verlegen an und bittet mich, ihm mit der Hand auf dem Metermass zu zeigen, wieviel das ungefähr ist. Also muss ich fort und fort auf dem Bau erscheinen und die Masse angeben und kontrollieren. Auch alle Probleme, die aus den verschiedenen Grössen und Dicken der zusammengebettelten alten Balken entstehen, erfordern meine Gegenwart.

Bis das neue Häuschen fertig ist, wohnt der junge Doktor in dem geräumigen Hause von Herrn und Frau Missionar Herrmann. Dort finden auch die weissen Kranken freundliche Gastfreundschaft, wenn mein Häuschen nicht mehr ausreicht.

* * *

Der Zustrom von schwarzen Kranken ist viel stärker als bei meinem ersten Aufenthalt. Aber es sind ganz andere Kranke. Zu meinem Leide muss ich mir gestehen, dass mein Spital nicht mehr dasselbe ist, wie früher. Dies hängt mit Veränderungen des wirtschaftlichen Lebens in der Ogowegegend zusammen.

Bei meinem ersten Aufenthalt gehörten die Leute, die meine Hilfe in Anspruch nahmen, der weitaus grössten Zahl nach der alteingesessenen Bevölkerung des Landes an. Heute besteht ein grosser Teil meiner Kranken aus Wilden, die aus dem Innern zugezogen sind und in Trupps zu fünfzig und zu hundert auf den Holzplätzen der Weissen im Urwald arbeiten. Es sind heimatlose Proletarier im traurigsten und auch im schlimmsten Sinne des Wortes.

Diese Verschiebung der Bevölkerung aus dem Innern nach der Gegend des untern Ogowe schafft schwere soziale und wirtschaftliche Probleme. An sich ist sie natürlich und wohl nicht aufzuhalten. Die hiesige Bevölkerung ist im Abnehmen begriffen und reicht bei weitem nicht aus, um dem Holzhandel die Arbeitskräfte zu liefern, die zur Ausbeutung der Wälder notwendig sind. Also muss Zuzug aus dem Innern einsetzen, wenn Gewerbe und Handel hier nicht lahmgelegt werden sollen. In der hiesigen Gegend machen, nach meiner Schätzung, die eingewanderten Proletarier etwa ein Fünftel der Gesamtbevölkerung aus.

Bis zu welchem Grade aber ist es zulässig, dass das Innenland zugunsten der Ogowewälder entvölkert und unser Gebiet durch Proletariat belastet wird? Infolge der zu Ende des Krieges wütenden spanischen Grippe und der ebenfalls im Gefolge der Kriege einhergehenden Hungersnöte — von den durch die Schlafkrankheit verursachten Verheerungen gar nicht zu reden — setzt nämlich von sich aus bereits eine Entvölkerung des Innenlandes ein. Der nun noch hinzukommende Weggang der vielen arbeitsfähigen Männer bedeutet für jene Gegenden nicht nur eine weitere Abnahme der Bevölkerung sondern auch Besiegelung der Hungersnot. Wer soll den Wald ausroden und die Pflanzungen anlegen, wenn nur Weiber, Greise und Kinder in den Dörfern zurückbleiben? Für unsere Gegend bedeutet der Zuzug derselben Männer ebenfalls Besiegelung der Hungersnot. Nur mit der Gewinnung des Holzes beschäftigt, können sie keine Pflanzungen anlegen und zehren mit von den ohnehin schon unzureichenden Nahrungsmitteln, die hier angebaut werden.

In Anbetracht dieser Umstände versucht man den Zuzug aus dem Innern zu regeln und ihn zu beschränken, soweit es sich mit dem Arbeiterbedürfnis des Holzhandels verträgt. Es sind Verfügungen erlassen, dass sich immer nur ein bestimmter Teil der Männer eines Dorfes für die Arbeit in den Ogowewäldern anwerben lassen darf. Auch ist bestimmt, dass sie nicht dauernd hier bleiben können. Sich hier niederzulassen ist ihnen untersagt. Nach Ablauf ihres Arbeitsvertrags, also nach ein oder zwei Jahren, sollen sie in ihre Dörfer zurückkehren.

Das Anwerben der Arbeiter ist also nicht in das Belieben der europäischen Arbeitgeber gestellt, sondern bis ins kleinste reglementiert. Der Holzhändler, der Holzfäller braucht, muss ein Gesuch machen. Daraufhin bekommt er die Erlaubnis sich ins Innere zu begeben und so und so viele Leute anzuwerben. Der Distrikt, in dem er Arbeiter suchen darf, und die Zeit, in der die Werbung zu erfolgen hat, sind ihm genau vorgeschrieben. Manchmal hat er vierhundert Kilometer durch Wälder, Steppen und Sümpfe zurückzulegen, bis er zu den ihm bestimmten Dörfern kommt. Ist die Arbeitszeit um, so darf er seine Leute nicht einfach ziehen lassen, sondern muss den Trupp in die Heimat zurückführen. Mit diesen Massnahmen hofft man das Uebel einzudämmen.

Es gibt aber Kenner der Verhältnisse, und unter ihnen auch Regierungsbeamte, die eher dafür wären, den Leuten aus dem Innern zu erlauben, sich mit Frau und Kind in den Ogowewäldern, die ihnen dauernd Verdienst bieten, anzusiedeln. Dann würden die Einwohner sich selber Pflanzungen anlegen und sich in jeder Hinsicht in viel günstigeren Lebensbedingungen befinden, als es jetzt der Fall ist, wo sie hier heimatlos hausen. Auch würden sie dann die von der eingeborenen Bevölkerung angebauten Lebensmittel nicht in der Weise in Anspruch nehmen, wie sie es heute tun.

Ich selber bin geneigt, dieser Theorie zuzustimmen. Aber ich gestehe mir ein, dass sie einer wichtigen Tatsache nicht Rechnung trägt. Alle zwei oder drei Jahre, wenn nicht früher, ist ein Holzplatz, mag er auch noch so gross sein, soweit ausgebeutet, dass er aufgegeben werden muss. Das will nicht heissen, dass alles Holz im Umkreis bereits geschlagen ist, sondern nur, dass kein Holz mehr da ist, das ins Wasser gerollt werden kann. Eine leichte Erdwelle, von nur wenigen Metern Höhe, kann das Ende der Ausbeutbarkeit der herrlichsten Holzbestände bedeuten. Sie verhindert, dass die dahinter gelegenen Stämme ins Wasser gebracht werden können, oder sie verursacht soviel Mehrarbeit, dass die Arbeit sich

nicht mehr lohnt. Also muss der Betrieb anderswohin, vielleicht fünfzig oder hundert Kilometer weiter, verlegt werden, wo sich wieder dichte Okoumebestände auf ebenem Boden und in der Nähe des Wassers befinden. Dies würde die Arbeiter aber in die Lage bringen, die angelegte Pflanzung gerade dann aufzugeben, wenn sie anfängt Erträge zu liefern, was erst ein bis zwei Jahre nach der Anlage der Fall ist. Auf dem neuen Holzplatz hinwiederum würden dann nicht nur die Holzhauer sondern auch ihre Frauen und Kinder über ein Jahr lang von Nahrungsmitteln des Landes leben, die der einheimischen Bevölkerung entzogen werden, oder müssten, wenn es solche nicht gibt, mit Reis aus Europa oder Indien erhalten werden.

Einsichtige Europäer suchen das Nahrungsmittelproblem für den Holzhandel so zu lösen, dass sie in der Nähe der für später ausersehenen Holzplätze zum voraus Pflanzungen anlegen, die dann Ertrag liefern, wenn das Fällen der Bäume beginnt. Dieses Pflanzen auf Zukunft verursacht aber grosse Kosten. Es muss zum voraus eine Mannschaft auf dem fernen Platze unterhalten werden, die zudem, weil von keinem Europäer beaufsichtigt, gewöhnlich nichts leistet. Oft macht die Leutenot den Plan sowieso zu nichts, indem alle verfügbare Mannschaft für das Hauen und Rollen des Holzes gebraucht wird.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich dem Irrtum entgegentreten, als ob die hiesigen Holzhändler mit dem Schweisse der von ihnen gedungenen Schwarzen alle reich würden. Wenn einer einmal grossen Profit macht, verdankt er dies gewöhnlich einem Glücksfall, der sich nicht sobald wiederholen wird. Dies ist zum Beispiel dies Jahr der Fall mit einem jungen Manne, der es ohne Vorkenntnisse im Holzhandel versucht. In seiner Ahnungslosigkeit unternimmt er die Ausbeutung herrlicher Bestände, die die Konkurrenten scheinbar übersehen haben. In Wirklichkeit aber sind es Waldungen, aus denen man nur bei abnorm hohen Wasserständen Holz herausschaffen kann. Er ist also auf dem besten Wege alles Geld und alle Arbeit, die er für das Unternehmen aufwendet, zu verlieren. Da kommt das Herbsthochwasser diesmal in einer Höhe, wie seit langen Jahren nicht mehr. Das nach gewöhnlicher Schätzung umsonst gefällte Holz kann mit Leichtigkeit und ohne Kosten ins Wasser gebracht werden. Der Fluss selber kommt es abzuholen. Mit schönem Gewinn kehrt der Unternehmer nun heim... um dann, vom Urwald verlockt, wieder zu kommen und bei gleichem Wagnis, wenn die Wasser weniger gnädig sind, alles zu verlieren und in Schulden zu geraten.

Im allgemeinen also sind die Gewinne beim Holzgeschäft in Anbetracht der gewagten Gelder und des harten, entbehrungsreichen Lebens auf dem Holzplatz bescheiden zu nennen. Arbeitet gar einer mit Vorschüssen und ist demzufolge für den Verkauf seines Holzes zum voraus so gebunden, dass er nicht alle günstigen Konjunkturen ausnutzen kann, so muss er oft froh sein, am Ende des Jahres schuldenfrei dazustehen. Es lagen schon Europäer bei mir in Pflege, arbeitsame Menschen, die nicht imstande waren, dem Spital die Kosten für ihre Nahrung und die Medikamente zurückzuerstatten, sondern Aufschub bis zu besseren Zeiten erbitten mussten.

Von einer Ausbeutung der aus dem Innern zugezogenen Arbeiter durch die Holzhändler kann in dem Sinne wohl keine Rede sein, als ob diese in Ansehung ihrer Arbeit zu wenig erhielten. Was diese Wilden leisten, steht gar manchmal in keinem Verhältnis zu den Kosten, die ihre Ernährung verursacht, und zu dem Lohne, der ihnen am Ende des Arbeitsvertrags ausgehändigt werden muss. In den ersten Monaten sind viele von ihnen fast ganz unbrauchbar, weil sie nie eine Axt in der Hand hatten und erst lernen müssen, mit diesem Ding umzugehen. Nirgends wohl, so merkwürdig es sich anhören mag, sind die Arbeitskräfte teurer im Verhältnis zur wirklich geleisteten Arbeit als im Urwald.

Und dennoch, wenn auch in dem gewöhnlichen Sinne nicht der Ausbeutung verfallen, sind diese zu Holzarbeitern gewordenen Wilden arme Geschöpfe. Aus den Steppen und den Bergen des Innern kommend, ertragen sie das dumpfe Klima der Ogoweniederung nicht. Das Heimweh lässt sie nicht los. Der Urwald ist ihnen unheimlich; noch unheimlicher die Wasser, an die sie nicht gewohnt sind. Des Schwimmens unkundig sollen sie mit Baumstämmen in Seen und Flüssen hantieren. Manche lernen es bald. Viele aber schleppen das Grauen vor der Arbeit im Wasser von einem Tag in den andern. Auch die tägliche regelmässige Arbeit demoralisiert diese Naturkinder. Die Sehnsucht nach den Zeiten des Nichtstuns, die in ihrem bisherigen Dasein die Perioden der Arbeit ablösten, zehrt an ihnen.

Dazu kommen die Störungen, die mit dem Wechsel der Nahrung gegeben sind. Schon auf der langen beschwerlichen Reise hierher haben sie darunter gelitten, Reis essen zu müssen. Viele von ihnen kommen deshalb schon halbkrank an. Auf dem Holzplatz wird, soweit meine Erfahrung reicht, im allgemeinen für ihre Ernährung getan, was immer getan werden kann. Es liegt ja im Interesse des Holzhändlers seine Arbeiter möglichst

bei Kräften zu erhalten. Ein Schwarzer der nicht genug zu essen hat, verweigert die Arbeit, unbekümmert um die Folgen, die dies für ihn haben kann. Aber beim besten Willen vermag der Europäer seinen Leuten oft nichts anderes zu bieten, als immer nur Reis und gesalzenen Fisch, die beiden Nahrungsmittel, die am leichtesten zu beschaffen und zu transportieren sind und sich am besten halten. Reis aber verträgt der Wilde Aequatorialafrikas im allgemeinen viel schlechter als andere Menschen. Woran es liegt, weiss ich eigentlich nicht. Sicherlich hängt es zu einem Teil damit zusammen, dass er den Reis in der Eile nur halb gar kocht. Man hat versucht dem abzuhelfen, indem man den Arbeitern den Reis fertig mit Salz und Fett zubereitet austeilte. Aber sie wollen es nicht so. Sie sind eben Wilde, die nur essen, was sie sich jeder in seinem Kesselchen über einem rauchenden Feuer gekocht haben. So richtet die Reiskost grosse Verheerungen an. Die Leute magern ab und bekommen Magen- und Darmstörungen. Oft entwickelt sich Beri-Beri in gelinder oder schwerer Form. Dazu kommt Dysenterie (Ruhr). Niemals habe ich früher hier soviel Dysenterie gesehen wie jetzt. Wie soll sich aber Dysenterie nicht unter Leuten verbreiten, die das Wasser der ersten besten Pfütze in der Nähe ihrer Hütte trinken, auch wenn aus allen Anzeichen klar ist, dass es durch die widerlichsten Abfälle verunreinigt ist! Und findet sich in der Nähe des Holzplatzes eine Quelle, so ist es unmöglich dieselbe bei den Gewohnheiten dieser Wilden rein zu halten. Auch ist der Darm dieser Leute durch die Reisnahrung so geschädigt, dass er sich gegen Infektion mit Dysenterie gar nicht mehr richtig zur Wehr setzen kann.

Neben der Dysenterie lauert die Malaria auf sie. Im Innern, auf dem Hochland und in den Steppen gibt es weder Moskitos noch Malaria. Auf dem Holzplatz aber setzen ihnen beide Uebel schlimm zu. Dazu kommen die Erkältungen. Die Wilden sind gegen die feuchte Luft des Urwaldes sehr empfindlich. « Aber warum kaufen sie sich aus dem verdienten Gelde keine Moskitonetze und Decken? » Weil Moskitonetze teuer sind, und sie als echte Wilde viel lieber Tabak und Tand erstehen, als nützliche Dinge. « Da sollten aber ihre Herren gehalten sein, ihnen Moskitonetze und Decken zu geben! » Ganz recht. Aber sie würden Decken und Moskitonetze alsbald gegen Bananen, Tabak oder irgendeine Lappalie hingeben, die sie von einem Schwarzen aus der Umgebung dafür angeboten bekämen, wie sie die Aexte und Buschmesser ihres Herrn um ein Nichts in dieser Weise verhandeln und sie dann als verloren melden.

Gar schlimm setzen diesen Arbeitern aus dem Innern auch die Fussgeschwüre zu. Wenige Wochen nach ihrer Ankunft ist manchmal ein gut Teil von ihnen aus diesem Grunde schon arbeitsunfähig. In der Regel handelt es sich bei ihnen um das übelste, das phagedänische, tropische Geschwür. Anfangs achten sie nicht auf den kleinen eiternden Punkt. Nach Tagen und Wochen aber hat sich daraus ein handgrosses Geschwür entwickelt, das arge Schmerzen verursacht. In unreinen Hütten beieinander hausend und aller Hygiene bar, stecken sie sich natürlich gegenseitig an. Es kommt vor, dass mir von einem Holzplatz auf einmal ein Dutzend Leute zugehen, bei denen phagedänische Geschwüre im Anschluss an einen einzigen Fall davon ausgebrochen sind.

So erklärt es sich, dass mein Spital, obwohl die Bevölkerung des Ogowegebietes bedeutend abgenommen hat, dennoch einen viel grösseren Zustrom von Kranken aufweist als früher. Es sind weniger Menschen, aber mehr Kranke im Lande, weil die aus dem Innern zugezogenen Holzarbeiter dem ungewohnten Klima, der neuen Lebensweise und den hier herrschenden Krankheiten einen sehr hohen Tribut zahlen.

* * *

Welch trauriges Schauspiel, wenn solch abgemagerte Leute, die sich durch ihre Züge gleich als Wilde aus dem Innern verraten, mit ihrem armseligen Bündel bei uns abgesetzt werden! Mag man es so und so oft erlebt haben: immer wird man aufs neue durch dieses Elend bewegt. Ein unsägliches Mitleid mit den armen Fremdlingen erfasst einen. Und wie oft ist es hoffnungsloses Mitleid, da beim ersten Blick deutlich ist, dass der Ankömmling hier seinen letzten Atemzug tun wird, fern von den Seinen, die auf seine Rückkehr und auf das Geld, das er mitbringen soll, warten.

Diese ärmsten und zahlreichsten unserer Gäste nennen wir « Bendjabis », weil ein grosser Teil von ihnen dem Stamm der Bendjabis angehört.

Aber die Bendjabis erschweren uns durch ihre Undisziplinierтheit den Betrieb in dem Masse, dass bei ihrem Anblick Mitleid und Verzweiflung in unseren Herzen einen wirren Knäuel bilden. Darum sage ich, ich müsse mir zu meinem Leide gestehen, dass mein Spital nicht mehr dasselbe sei wie früher.

An Ordnung und Unterordnung verlangen wir im Spital nur das allernötigste. Wenn einer sich morgens zum Verbinden und zum Empfang seines Medikaments oder seiner Einspritzung von selber einstellt, nicht wieder wegläuft wenn er nicht gleich an die Reihe kommt, beim Tuten des Hornes, das zum Fassen der Essensration ruft, nicht länger als eine halbe Stunde wartet, um endlich mit seinem Teller zu erscheinen, jeglichen Abfall hintut, wo er hingehört, dem Missionar keine Hühner stiehlt, sich von diesem nicht beim Plündern der Fruchtbäume und der Bananenpflanzung der Missionsstation ertappen lässt, beim Reinemachen im Spital am Samstag nachmittag ohne zu lautes Gezeter mittut, als Ruderer einspringt, wenn ihn dies Los trifft und sein Zustand es zulässt, beim Ausladen von Kisten und Reissäcken Hand mit anlegt, wenn es das Schicksal will, dass er als dazu tauglich hinter seinem Kochtopf aufgestöbert wird: wer solches und noch ein klein wenig mehr dergleichen tut, der gilt uns als ein tugendhaftes Vernunftwesen, dem wir im übrigen gerne vieles nachsehen.

Hinter diesem sicher bescheidenen Ideal bleiben die Bendjabis aber gar weit zurück. Als echte Wilde sind sie noch arg weit jenseits von Gut und Böse. Die Gesetze, die das Leben der Spitalinsassen regieren, sind ihnen Worte, die sie nichts angehen. In diesem Verhalten können sie sich darauf berufen, dass ihnen diese Gesetze nicht vorgetragen wurden. Schon lange hat die in « Wasser und Urwald » geschilderte tägliche Verkündigung der Hausordnung aufgehört. Die Sprachenfrage hat sie unmöglich gemacht. Früher kam man im Spital mit der Galoa- und der Pahouinsprache aus. Jetzt werden in meinen Baracken mindestens fünfzehn Sprachen gesprochen. Dominik, der Nachfolger G'Mba's, der einige Zeit im Innern weilte, kann sich in mehreren Sprachen unserer Wilden ausdrücken, aber nicht in allen. Es sind also Kranke hier, mit denen wir uns nicht verständlich machen können.

In tragischer Weise erleben wir dies an einem armen Wilden, der uns mit eingeklemmter Hernie gebracht wird. Wir müssen ihn auf den Operationstisch legen, ohne ihm erklären zu können, was wir mit ihm vorhaben. Während er angebunden wird, malt sich Entsetzen auf seinem Antlitz ab. Sicherlich glaubt er Menschenfressern in die Hände gefallen zu sein. Dann macht die Narkose seiner Angst ein Ende. Beim Aufwachen, wo er die quälenden Schmerzen los ist, geht ein Verstehen über sein Gesicht. Dankbar lächelt er uns zu. Leider ist er nicht zu retten. In solcher Ergriffenheit, wie an jenem Tage, habe ich noch nie das Messer geführt.

Dass wir sie nur wenig mit Reden belästigen können, ist unsern Bendjabis eine Ermunterung, sich über alles, was einem Gaste des Spitals ansteht, hinwegzusetzen. Es fällt ihnen nicht ein, sich morgens zum Verbinden einzufinden. Man muss jeden herbeiholen. Kommt er dann nicht gleich an die Reihe, so verschwindet er, sowie man das Auge von ihm wendet, um sich wieder gelassen an sein Feuer zu setzen. Beim Aufruf der Leute, die zum Empfang des Medikaments oder einer Einspritzung erscheinen sollen, hört er seinen Namen, ohne sich deswegen auch nur zu rühren. Auch der wiederholte Aufruf lässt ihn kalt. Er kommt erst, wenn man ihn aufsucht und beim Arme nimmt.

Eines Morgens finde ich, dass zwei Wilde, die in einer fernen Ecke einer Baracke hausen, sich Feuer unter ihren kaum einen Meter über der Erde liegenden Pritschen gemacht haben. Dass jeder Kranke ein Feuerchen im Gang neben seinem Lager hat, ist erlaubt. Ohne dieses kann der Schwarze, ob gesund oder krank, nicht leben. Tagsüber kocht er darauf. Nachts ist die Flamme ein Schutz gegen die feuchte Luft und der Rauch gegen die Moskitos. Wir selber können es vor dem Qualm in den Baracken nicht aushalten. Die Insassen aber fühlen sich wohl dabei. So brennen ständig ein halb Hundert Feuer und Feuerchen in meinen Baracken. Dass das Spital dabei nicht schon längst in Flammen aufgegangen ist, ist ein Wunder, über das mich zu verwundern ich aufgehört habe. Unter der Pritsche aber sind mir die Feuer doch zu gefährlich. Also verbiete ich es mittelst Dolmetscher und Gesten, reisse die Feuer heraus und lasse sie an ihren Platz im Gang legen. Nach einer liebevollen Vermahnung verabschiede ich mich. Zwei Stunden nachher finde ich beide Feuer wieder unter den Pritschen. Es wiederholt sich dieselbe Szene in etwas lebhafteren Gesten und lauteren Tönen. Nun können sie es wirklich begriffen haben. Am Nachmittag sind die Feuer wieder unter den Pritschen. Jetzt werde ich pathetisch. Aber die Beiden schauen ruhig an mir vorüber ins Weite als trüge ich einen Hymnus an die Sonne vor. In der Nacht muss ich zufällig ins Spital herunter. Beide Feuer brennen wieder unter den Pritschen...

Gibt man einem Bendjabi einen Auftrag, so wartet man vergebens darauf, dass er durch einen Laut oder eine Bewegung Verstehen oder Nicht-Verstehen, Zustimmung oder Weigerung bekunde. Er verhält sich wie ein Stück Holz.

Der Begriff Eigentum existiert nicht für sie. Sie stehlen den anderen Spitalinsassen, was sie nur können. Dem Kranken,

der sich auf seinem Lager nicht rühren kann, nehmen sie das Essen weg.

Dabei muss ich in steten Aengsten leben, dass diese Wilden Anlass zu Palavern mit der Missionsstation geben. Dieser Tage führte mir Herr Missionar Herrmann zwei zu, die dabei betroffen wurden, wie sie Palmnüsse herabholten. Es sind arme Dysenteriekranke, die sich kaum auf den Beinen halten können. Wir würden es nicht wagen, ihnen beim samstaglichen Kehren einen Besen in die Hand zu drücken. Aber auf den Palmbaum sind sie hinaufgekommen und haben die mühsame Arbeit, die Palmfrucht mit dem Buschmesser aus den sie einklemmenden Zweigen herauszulösen, fertig gebracht. Solche und ähnliche Palaver regelt Herr Missionar Herrmann mit salomonischer Weisheit und christlicher Güte. Es handelt sich ja auch nicht um grosse Dinge. Die Missionare haben die Palmbäume nicht zu pflanzen brauchen, da diese hier wie Unkraut wachsen. Es gibt auch noch manche Palmnüsse, die auf der Pflanzung der Missionsstation an den Stämmen verfaulen, weil die Hände fehlen, sie herunterzuholen.

Aber was soll werden, wenn einmal ein Missionar die Station leitet, der tragisch begabt ist und nicht so lieb und humorvoll über die Dinge hinwegkommt wie Herr Missionar Herrmann?

Zu der Undisziplinierheit unserer Wilden kommt noch ihre absolute Verständnislosigkeit für Werte. Bei der Nähe des Waldes ist es ihnen doch wahrlich nicht schwer gemacht, sich Holz für ihr Feuer zu suchen. Aus Bequemlichkeit aber brennen sie mit Vorliebe Balken und Bretter, die ich mir mit so grosser Mühe und so grossen Kosten beschaffe. Da ich keinen verschliessbaren Raum dafür habe, weiss ich gar nicht, auf welche Weise ich mein kostbares Holz vor ihnen in Sicherheit bringen soll. So schleife ich meine Bretter bald hierhin bald dorthin. Eines Abends wird das Sonnendach meines Canoes, das wir uns aus Latten und dünnen Brettern mühsam zusammenbastelten, abgenommen, weil eine Reparatur, bei der das Boot umgelegt werden muss, notwendig geworden ist. Am andern Morgen finde ich verkohlte Stücke davon in den Feuern der Schwarzen. Ein guter Nachmittag geht darauf, um das Fehlende wieder zuzuschneiden und einzupassen.

Dieses vergebliche, jeden Tag erneute Bemühen, dem Begriffe des Wertvollen Anerkennung zu verschaffen, ist eine Geduld- und Nervenprobe, wie man sie sich schlimmer nicht wünschen kann.

Mit einem der Bendjabis erlebt der neue Doktor seine erste Verzweiflung in Afrika. Die Kranken mit Fussgeschwüren sind angewiesen, die Binden, die man ihnen morgens beim Verbandwechsel abnimmt, im Laufe des Tages am Flusse auszuwaschen und sie am anderen Morgen abzuliefern, damit sie ausgekocht werden. Dies wird so gehalten, weil sich auch für den besten Lohn niemand findet, der das Amt des Bindenwaschens übernehmen will. Ein neuer Bendjabi kommt zum Verbinden, ohne die ausgewaschene Binde des vorherigen Tages mitzubringen. Er hat sie einfach fortgeworfen. Lieb lässt ihm der neue Doktor die Sache erklären, verweist ihn auf das Beispiel der anderen und appelliert an seine edelsten Gefühle, damit er es mit der jetzt in seiner Hand befindlichen Binde anders mache. Aber auch diese wird nicht ausgewaschen, sondern endet im Wasser. Einer dritten ergeht es ebenso. Dass eine unserer starken, gesäumten Binden ein beträchtliches Stück Geld darstellt und nicht der Bequemlichkeit und der Laune eines Wilden geopfert werden darf, ist dem Manne nicht klar zu machen. Für ihn ist sie ein Stück Tuch, das er fallen lässt, und von denen der Doktor noch viele andere hat, die er nun herausgeben soll. Erst die mehrmals gesperrte Essensration bewirkt eine Bekehrung.

Die Heilgehilfen bekommen es natürlich satt, sich jeden Tag mit den Wilden wegen nichtgewaschener oder weggeworfener Binden herumzustreiten. Sie finden es viel einfacher, neue aus dem Vorrat herauszugeben. Vergeudung macht ihnen nicht bange. Wir aber denken an die Mühe, die sich liebe Menschen in Europa mit dem Beschaffen des alten Getüchs, aus dem die Binden genäht sind, und mit dem Zusammennähen und dem Säumen der Binden gegeben haben. Darum stempeln wir das leichtfertige Umgehen mit den Binden zu einem der schwersten Spitalverbrechen und üben eine dementsprechende Aufsicht aus, die uns manche Stunde raubt, und aus manchem Tage, der sonst schön und friedlich verlaufen wäre, einen Kampftag erster Ordnung macht.

Natürlich sind meine Hühner vor den Bendjabis nicht sicherer als die des Missionars. Gar manches von ihnen hat schon in ihren Kochtöpfen geendet und ein nächtliches Festmahl abgegeben. Gelingt es, den Täter zu fassen, so malt man ihm mit Methylviolett ein Huhn auf die Stirn, eines auf jede Wange, eines auf die Brust und eines auf den Rücken. In diesem Schmucke wird er auf alle Ausfahrten mitgenommen und mit den entsprechenden Erklärungen unter die Menschen gebracht. Dies scheint einigermassen zu wirken.

Damit beschreibe ich natürlich nur die schlimmsten unserer Bendjabis. Aber dieser schlimmsten sind viele. Sind sie erst einige Zeit da, so gewöhnen sie sich unter dem Beispiel der anderen etwas an Ordnung. Aber immer wieder kommen neue, mit denen man von vorne anfangen muss. Dies nimmt unsere Nerven mehr mit als die Arbeit. Die interessante Tatsache, dass wir unser Leben mit Wilden zubringen dürfen, kosten wir bis auf den Grund aus.

Wie oft wir aber auch über die Bendjabis stöhnen mögen — « Wie schön wäre Afrika ohne die Wilden » ist bei uns ein geflügeltes Wort —, so fühlen wir doch, wie ein Band sich zwischen ihnen und uns schlingt. Wenn der neue Doktor sich in wiederholter Entrüstung über sie ergeht, halte ich ihm vor, mit welchem Heimweh und welcher Liebe er in Europa an sie zurückdenken wird. Manche von ihnen sind ja ganz vertierte Menschen, nicht nur Wilde, sondern durch das Dasein fern von der Heimat und so manche schädigende Einflüsse heruntergekommene Wilde. Sie empfinden wohl keine Dankbarkeit für das, was wir an ihnen tun. Nach ihrer Annahme handeln wir so, weil wir dabei sicherlich reich werden. So berichten sie es, wie ich von Ohrenzeugen weiss, bei der Heimkehr ihren Kameraden auf dem Holzplatz.

Andere aber werden uns anhänglich. Wie mancher Wilde, dem wir ein übles Andenken bewahrten und dem wir zutrauten, dass er, der reichlich empfangenen Schelte wegen, auch kein zu gutes von uns mitgenommen habe, kommt freudestrahlend auf uns zugelaufen, wenn uns eine Fahrt in die Gegend bringt, wo sein Holzplatz ist! Wie oft klingt beim Vorbeifahren eines Canoes ein lieber Gruss aus den Reihen der rudernden Bendjabis zu uns herüber!

Vielleicht hätten wir im Spital weniger Schwierigkeiten mit unseren Wilden, wenn wir uns zuweilen zu ihnen um das Feuer setzen könnten und uns ihnen gegenüber auch als Menschen, nicht nur als Medizinmänner und Wächter der Spitalordnung geben könnten. Aber dazu fehlt die Zeit. Alle drei, wir Aerzte und Fräulein Kottmann, leiden ja überhaupt darunter, von der Arbeit so verschlungen zu werden, dass der Mensch in uns sich so gar nicht recht ausgeben kann. Aber wir vermögen nichts dawider. Vorläufig sind wir dazu verurteilt, den Kampf gegen Krankheit und Schmerz als ein aufreibendes Handwerk zu betreiben, bei dem alles andere zu kurz kommt.

Wie sehr wir überlastet sind, ergibt sich daraus, dass wir das Ausgeben der Essensrationen noch gar oft dem Heilgehilfen

*

Dominik überlassen, obwohl wir wissen, welche Missbräuche in der Verwaltung des Reises und des gesalzenen Fisches einreissen können, wenn nicht eines von uns jedesmal zugegen ist. Vorerst gilt es alle Kraft auf die Pflege der Kranken zu konzentrieren. Fräulein Kottmann ist durch den Haushalt und durch die viele Arbeit, welche die Beherbergung der weissen Kranken verursacht, derart in Anspuch genommen, dass sie uns im Spitale noch nicht so aushelfen kann, wie es wünschenswert wäre.

Zuweilen bekomme ich mit Schwarzen zu tun, die als Soldaten während des Krieges in Europa waren. Der sympathischste von ihnen ist mir einer vom Stamme der Pahouins, weil er sich keiner Heldentaten rühmt. Aus dem Krieg unverletzt heimgekehrt, ist er als Koch bei einem Weissen drei Stunden oberhalb Lambarene eingetreten. Beim Spielen mit dem Jagdgewehr seines Herrn wird ihm, durch seine Schuld sowohl wie durch die des dabei beteiligten Boys, das Ellbogengelenk des rechten Armes zerschmettert. In der Nacht wird er gebracht. Beim Scheine der Laterne mache ich die Blutstillung und räume die Splitter aus. Am anderen Morgen erscheinen über zwanzig Angehörige von ihm und wollen ihn zum Bezirkshauptmann mitnehmen, um gleich die Schadenersatzklage anhängig zu machen. Sie vermuten, dass er sterben werde, und denken, als echte Pahouins, an das Geld, das für sie bei dem Fall herausschauen kann.

Natürlich lasse ich nicht zu, dass sie ihn mitnehmen. Dass ich einen Teil der Nacht für ihren Angehörigen geopfert habe, rührt sie nicht. Es kommt ihnen nicht in den Sinn mir dafür zu danken. Wie ich es ihnen vorhalte, meinen sie, der Herr des Koches habe mir zu danken und mich zu entschädigen, weil sein Boy, für den er haftbar sei, an dem Unglück schuld trage. Dieses Auftreten scheint mir doch etwas zu rücksichtslos, sogar für Halbwilde, wie es die Pahouins sind. Also wird die ganze Sippe von mir dazu verurteilt, jeden Samstag Nachmittag zwölf grosse Büschel Bananen — ein ganz empfindlicher Tribut! — als «Geschenk für den Doktor» abzuliefern, widrigenfalls mit dem Verbinden des Armes ausgesetzt würde, bis die Bananen eingetroffen sind.

Die Verletzung heilt trotz der Schwere über Erwarten gut, wenn auch langsam, dank wohl der sofort unternommenen Desinfektion mit Methylviolett. Der Arm kann vielleicht wieder einigermassen gebrauchsfähig werden. Mehrmals versuchen die Verwandten mit der Lieferung des Tributs innezuhalten. Am Samstag Nachmittag sitzt der Verwundete am Ufer und

schaut sehnsüchtig den Fluss hinauf, ob sich das Canoe nicht zeige. Seine Leute halten in einem Dorfe oberhalb des Spitals und senden Kundschaft aus, ob der Doktor auch diesmal fest bleibe. Kommen diese mit der Nachricht zurück, es scheine, so treffen dann auch die Bananen ein, wenn auch manchmal erst im Laufe des Montags. Zum Glück erlaubt mir der gute Verlauf der Heilung, den Verband ohne Schaden zu belassen, bis die Pahouins sich besiegt geben.

Durch Fragen, die ich in bezug auf die Goldkrone in der Reihe seiner Zähne stelle, erfahre ich, dass der Patient in Europa und im Kriege gewesen ist. Von sich aus hätte er es nicht gesagt. Die Goldkrone entspricht keiner Notwendigkeit. Es war bei den schwarzen Soldaten eine Gewohnheit, sich solche zuzulegen, um damit zu Hause Eindruck zu machen. Im übrigen ist der Europakrieger in Kleidung und Sitten wieder ein Schwarzer geworden wie die anderen Schwarzen, nur dass ihn das Erlebnis des Krieges ganz ernst gemacht hat. Es lastet wie ein schweres Geheimnis auf ihm. « Im Dorfe wollen sie immer, dass ich vom Kriege erzähle, » sagt er mir. « Ich kann es aber nicht. Sie würden es auch nicht fassen. Es war ja alles so schrecklich, so schrecklich. »

Die ganzen Wochen, die der Verletzte im Spital zubringt, behalte ich den Boy, der den Schuss getan hat, bei mir, damit die Anverwandten ihm kein Leids antun und ihn nicht verschleppen, um dann eine grosse Entschädigung von ihm zu erpressen. Zur Dienstleistung in der Küche und beim Waschkessel kommandiert, hilft er Fräulein Kottmann aus. Zu meiner Freude gelingt es mir, zwischen dem Verletzten und dem Schützen zuletzt einen Vergleich wegen der Sühne zustande zu bringen. Der Boy zahlt dreihundert Francs in monatlichen Raten von fünfzig Francs und gibt noch eine Ziege dazu. Etwas Lebendiges muss in allen Fällen, wo ein Vergehen gegen das Leben vorliegt, geliefert werden. Hätte der Mann den Arm verloren, so hätte ihm der Boy eine Frau kaufen müssen.

Manches ernste Gespräch führe ich mit diesem unter dem Erlebnis des Krieges leidenden Schwarzen. Auch Frau Herrmann hat ihn lieb gewonnen. Wenn sie ins Spital kommt, Abendandacht zu halten, ist er einer der ersten, der sich dazu einfindet.

Im Dezember wird uns ein Bendjabi von einem Holzplatze am See Azingo gebracht. Er und seine Gefährten haben in drei Tagen einen grossen Elephanten aufgegessen, der in der Nähe erlegt wurde. Ihm selber ist dabei ein Stück hartes Elephantenfleisch im Halse stecken geblieben.

Der Amerikaner, der seit Anfang Oktober hier ist und dem wir einen tiefliegenden Muskelabszess nach dem anderen eröffnen mussten, fängt an wieder Gehversuche zu machen. Fast hatte ich die Hoffnung ihn zu retten aufgegeben. Er war zum Skelett abgemagert.

Unter den weissen Kranken, die im Spitale liegen, ist auch einer, der vor kurzem hergekommen ist, hier sein Glück zu versuchen. Schwarze Händler, denen er sich für die Gewinnung eines lohnenden Holzplatzes anvertraute, haben seine Unerfahrenheit ausgebeutet und ihn um ein tüchtig Teil des mitgebrachten Geldes betrogen. Mit dem Reste fährt er wieder nach Hause, sobald er von einem Sonnenstich, den er sich prompt holte, geheilt ist.

Ich selber bin seit Wochen Patient. Gut vernarbte Fussgeschwüre von meinem ersten Aufenthalt her, sind infolge wiederholter Verletzungen, die ich mir beim Bauen zuzog, wieder aufgebrochen und machen mir viel zu schaffen. Ich humple herum, so gut ich kann. An den Tagen, wo es ganz schlimm ist, lasse ich mich ins Spital hinuntertragen. Ich muss ja den ganzen Tag unten sein, denn sonst geht es mit dem Bauen nicht voran. Das Schlimmste bei den Fussgeschwüren ist die Nervosität, die sich infolge des anhaltenden brennenden Schmerzes einstellt.

Am zwölften Dezember wird in dem Häuschen für den neuen Doktor und die weissen Kranken endlich ein Zimmer fertig. Bis in die Nacht hinein arbeite ich mit dem schwarzen Zimmermann zusammen, um die Türen und Läden anzuschlagen. Wie recht tue ich, nicht auf den neuen Doktor und auf Fräulein Kottmann zu hören, die mir die Bautätigkeit im Hinblick auf den Zustand meiner Füsse verbieten wollen! Am dreizehnten Dezember nämlich treffen auf einmal sechs europäische Kranke ein, die aufgenommen werden müssen, darunter eine Dame mit ihrem Kinde, deren Zustand zu grosser Besorgnis Anlass gibt. Ihr Mann ist ebenfalls leidend. Einer der anderen Herren hat, wie sich bald herausstellt, beginnende Schlafkrankheit. Einige Tage später kommt noch ein anderer Europäer hinzu. Auf Weihnachten haben wir also — der Amerikaner ist immer noch hier — acht weisse Patienten zu beherbergen. Ohne das zu rechter Zeit fertiggestellte Zimmer, in welchem vier der Patienten Platz finden, wüsste ich nicht, wo sie unterbringen. Zwei Personen nehmen mir Herr und Frau Herrmann ab. Der schwarze Zimmermann, der mich im Stiche lassen will, weil er in der Arbeit nicht so gedrängt

werden mag, wird durch ein schönes Geschenk wieder versöhnt.

Am heiligen Abend geht es traurig bei uns zu. Die kranke Dame, die in unserem Hause liegt, fühlt sich sehr elend. Während wir um die geschmückte Palme Weihnachtslieder singen, sitzt Fräulein Kottmann bei ihr auf dem Rande des Bettes und sucht ihre Tränen zu stillen. Unten am Hügel, im neuen Zimmer, ist Licht bis in die tiefe Nacht hinein. Der Amerikaner feiert mit seinen Stubengenossen seine Genesung. Er kann wieder gehen und hilft mir sogar schon bei den Bauarbeiten.

Am Weihnachtstage wird die kranke Frau mit ihrem Manne und dem Kinde auf den Flussdampfer gebracht. Wie freut sie sich auf die frische Seeluft! Wird sie lebend nach Europa kommen?

II.

Winter und Frühling 1925.

Das neue Jahr fangen wir nicht gut an. Alle drei sind wir leidend. Der zweite Doktor liegt mit Furunkulose zu Bett. Fräulein Kottmann fühlt sich auch elend. Ich selber leide mehr denn je unter meinen Fussgeschwüren, die sich weiterhin ausdehnen. Schuhe kann ich nicht anziehen. Also schleppe ich mich in Holzschuhen herum. Kaum dass der Dienst notdürftig durchgeführt werden kann.

Eine grosse Freude erleben wir an dem Herrn, der an Schlafkrankheit leidet. Es geht ihm von Tag zu Tag besser. Das Fieber ist schon weg und die quälenden Kopfschmerzen fangen an nachzulassen. Bei diesem Falle sehen wir wieder, wie recht wir daran tun, bei jeder Erkrankung, die mit Fieber oder Kopfschmerz oder Rheumatismus einhergeht, das Blut im Mikroskop zu untersuchen. Ohne die dadurch erhaltene Auskunft, würde ein solcher Fall beginnender Schlafkrankheit als Malaria gelten und mit Chinin behandelt werden, womit nichts erreicht wäre und kostbare Zeit verloren ginge. Auch die neuen Mittel gegen Schlafkrankheit wirken mit irgend einer Sicherheit nur im ersten und zweiten Stadium der Krankheit. Natürlich erfährt der Patient die Natur seines Leidens erst, wenn er auf dem Wege der Genesung ist.

Eine freudige Nachricht kommt und belebt unseren Mut: der dritte Arzt, Dr. Marc Lauterburg aus Bern, wird in einigen Wochen hier sein. Herr Nessmann und ich sind uns darüber klar geworden, dass wir auch zu zweit die Arbeit nicht bewältigen können. Die Chirurgie kommt nach wie vor zu kurz. Um darin zu tun, was zu tun wäre, müsste regelmässig an drei Vormittagen operiert werden. Dazu sind wir nicht imstande. Der laufende Betrieb beschäftigt uns schon so sehr, dass wir nicht wüssten, wo drei Vormittage für Chirurgie hernehmen. Und dann handelt es sich ja nicht nur um das Operieren. Alles Drum und Dran einer Operation, das in Europa den Schwestern

und den Heilgehilfen überlassen werden kann, fällt hier den Aerzten zu. Am Tage vor der Operation müssen wir die Tupfer, die Verbandstoffe und das Operationsgetüch sterilisieren. Auch das Reinigen und Auskochen der Instrumente kann nicht ohne unser Beisein vor sich gehen. Nach der Operation heisst es, das Reinigen und Einfetten der Instrumente besorgen und das Waschen und Kochen, Trocknen und Einräumen der Operationswäsche leiten und dabei gut acht haben, dass nichts abhanden kommt. Dazu reichen unsere Kräfte und unsere Zeit bei weitem nicht aus. Auch muss man zum Operieren frisch sein, was bei unserer aufreibenden Tätigkeit nicht möglich ist. Der neue Doktor weiss leider auch schon, wie eng Afrika und Müdigkeit und Nervosität zusammengehören.

Andererseits ist es meine Ueberzeugung mehr denn je, dass ein Urwaldspital seinen Zweck nur dann voll erfüllt, wenn darin die Chirurgie gebührend betrieben wird. In einem Lande, wo es so viel Hernien und Elephantiasistumoren gibt, darf die Hilfe, die das Messer leisten kann, nicht fehlen. Eine gelungene Operation spricht sich bis in die entferntesten Gegenden herum und gibt den Kranken Vertrauen in das Können des weissen Arztes. Also, beschlossen wir, muss ein Arzt her, der hauptsächlich für Chirurgie da ist. Nun ist er im Begriff sich einzuschiffen.

Der dritte Doktor, der ja logisch auch die zweite, wenn nicht gar die dritte Pflegerin nach sich zieht, zwingt mir neue Baupläne auf. Jetzt wird das dreizimmerige Häuschen, das für den zweiten Arzt und die weissen Kranken bestimmt war, nur noch als Aerztewohnung in Betracht kommen. Sowieso hätten die beiden für die weissen Kranken vorgesehenen Zimmerchen auf die Dauer nicht gereicht, wie ich ja jetzt an Weihnachten gesehen habe. Wie taten mir die vier Kranken leid, die in dem niederen, engen, kaum für vier Feldbetten Raum bietenden Zimmer zusammen kampieren mussten! Wäre ein Sterbender unter ihnen gewesen, wo hätte ich ihn hingelegt? Und kommt einmal eine Missionarsfamilie mehr auf die Station, so kann es sein, dass in dem Missionshause kein Raum mehr für die weissen Kranken ist. Also muss ich vier oder fünf Zimmer für sie schaffen.

Daneben sind noch fünf weitere Räume notwendig. Ein Raum für die Reserven in Verbandstoffen, Getüch und Bettzeug; einer für die Reserven an Medikamenten; einer für die Reserven an Lebensmitteln und Haushaltungssachen. Alle diese Reserven sind jetzt in aufeinandergestapelten Koffern und Kisten aufbewahrt, von denen manche unter einem Schuppen

stehen, der gegen Regen und Diebe nur mässige Sicherheit bietet. Um einen Gegenstand, den man gerade braucht, herauszuholen, muss man einige Schwarze aufbieten und ein Dutzend schwerer Kisten auseinander stellen. Wie graut es Herrn Nessmann und mir, wenn ein Medikament aus den Reserven zu entnehmen ist!

In Europa macht man sich nur schwer eine Vorstellung davon, wie viel und was alles für den ordentlichen Betrieb eines Urwaldspitals in Aequatorialafrika auf Vorrat gehalten werden muss. Früher richtete ich mich immer darauf ein, für etwa sechs Monate versehen zu sein. Jetzt rechne ich mit einem Jahre. Die Verkehrsverhältnisse zwischen Aequatorialafrika und Europa sind zurzeit derart, dass ich das, was ich heute bestelle, vielleicht erst in acht oder neun Monaten erhalte, wenn es überhaupt ankommt und nicht durch Beschädigung unbrauchbar geworden ist. Im ganzen haben wir wohl an die hundert Koffer und Kisten mit Reserven. Wie ersehnen wir den Tag, wo der Inhalt derselben schön in Ordnung auf Schäften stehen wird!

Noch zwei weitere Räume sind erforderlich: ein Zimmer für Joseph und eines für Aloys, den Koch. Da ich keine Unterkunft für Joseph habe, wohnt er in seinem Dorfe, auf dem gegenüberliegenden Ufer, etwas flussaufwärts von hier, und kommt nur zum Dienst hierher, was heisst, dass er spät kommt und früh geht. Regnet es morgens, so kommt er überhaupt nicht, da er, wie alle Südländer, beim Regen nicht aus dem Hause mag. Droht ein Tornado für den Abend, so kehrt er schon um drei Uhr nachmittags heim, was ich ihm nicht verargen kann. Das Rudern — es handelt sich um eine Strecke von etwa anderthalb Kilometern — greift ihn so an, dass seine Leistungen und seine Laune dadurch stark beeinträchtigt sind. Aloys, der Koch, wohnt weit weg, am anderen Ende der Missionsstation, in einer Hütte, die uns nur ganz provisorisch zur Verfügung steht.

Also heisst es: « Bau nochmals, du armer Doktor, und schaff' zehn Zimmer! »

Auf dem mir zur Verfügung stehenden Gelände der Missionsstation ist gerade noch ein Stück übrig, auf dem ein Haus von sechzehn Metern Länge und zwölf Metern Breite Platz hat. In diesem werden dann die weissen Kranken, die Vorräte, Joseph und der Koch miteinander untergebracht. Unter ihnen, zwischen den Pfählen, bekommen die Hühner eine Behausung.

Frisch an die Arbeit. Und dabei eins nicht vergessen: Das neue Gebäude muss so hergestellt werden, dass es einmal ohne zu grosse Schwierigkeit auseinander genommen und anderswohin transportiert werden kann! Die Missionsgesellschaft, deren Gastfreundschaft ich dankbar geniesse, hat mir die Rückkehr auf ihren Grund und Boden nur unter der Bedingung gestattet, dass ich den Verbleib des Spitales auf der Missionsstation als provisorisch betrachte. Sie ist der Ansicht, dass ein so bedeutendes Unternehmen, wie das meine, eine Reihe von Unzuträglichkeiten für die Missionsstation und die darauf betriebenen Schulen mit sich bringe, und dies noch besonders deswegen, weil die Hügel, Felsen und Sümpfe des Geländes es nicht erlauben, meine Bauten an irgend ein Ende der Station zu verlegen. Das Für und Wider in dieser prinzipiellen Frage mag auf sich beruhen. Vorläufig haben die Tatsachen entschieden. Hätte ich mir bei meiner Ankunft Balken und Bretter und Handwerker verschaffen können, so wäre die Verlegung des Spitales alsbald in Angriff genommen worden. Es fanden sich aber keine! Der Not gehorchend bleibe ich also hier. Und ich tue es mit gutem Gewissen. Für die Missionsgesellschaft ist der Vorteil, überhaupt ein Spital in der Gegend zu haben, so gross, dass die Unannehmlichkeiten, dasselbe auf eigenem Boden zu beherbergen, dagegen nicht aufkommen können. Zudem haben, meine ich, Herr Missionar Herrmann und ich in den gemeinsam hier verlebten Monaten den Beweis erbracht, dass bei vernünftiger und verträglicher Gesinnung ihrer Leiter, Missionsstation und Spital sich auch auf einem Gelände vertragen können, auf dem beide Unternehmen räumlich nicht in wünschenswerter Weise zu trennen sind, und dass dabei noch jedes von der Gegenwart des andern sehr erhebliche Vorteile hat. Auch die Missionare des Ogowegebietes treten dafür ein, dass ich auf der Missionsstation verbleibe.

Mit der Möglichkeit einer später notwendig werdenden Verlegung muss ich aber immer rechnen und meine Bauten, vom Hühnerstall aufwärts, daraufhin anlegen.

Das neue Haus soll ein Pfahlbau mit einem Wellblechdach werden. Der nun fast völlig wieder hergestellte Amerikaner, Herr Crow, holt mit einer guten Mannschaft, über die ich für einige Tage verfüge, die Hartholzpfähle dreissig Kilometer stromaufwärts von hier aus einem kleinen Flusse herbei. Der neue Doktor und ich schaufeln in den Abendstunden Erde, um den Bauplatz einzuebnen. Die Sägerei von N'Gômô verspricht ihr Möglichstes für die Lieferung von Holz zu tun. Hoffentlich

sind alle Vorarbeiten bis zum Beginn der trockenen Jahreszeit, Ende Mai, so weit gediehen, dass mit dem Bauen begonnen werden kann.

Das neue Haus ist ein verwegenes Unternehmen. Verlässt mich der schwarze Zimmermann, so steht die Arbeit still. Aber es muss sein.

Zurzeit arbeitet der schwarze Zimmermann wenig. Es geht seiner schlafkranken Frau immer schlechter. Der Tod ist unabwendbar.

* * *

Bis in die zweite Hälfte des Januars hinein hat der neue Doktor mit seiner Furunkulose zu tun. Manchmal geht es ihm einige Tage ziemlich gut. Dann treten wieder Fieber und neue Furunkel auf. Dass Europäer ihren Aufenthalt in Aequatorialafrika des öfteren mit einer langwierigen Furunkulose einweihen, ist eine bekannte Tatsache. Fräulein Kottmann geht es besser. Meine Geschwüre zeigen eine Tendenz zur Heilung. Wann werde ich die so ermüdenden schweren Holzschuhe ablegen können?

Am siebzehnten Januar wird die Frau des schwarzen Zimmermanns durch den Tod von ihren langen Leiden erlöst. Durch sorgfältige Pflege haben wir wenigstens dies erreicht, dass sie sich nicht wund gelegen hat. Das Wundliegen ist dasjenige, was das Siechtum der Schlafkranken so überaus traurig gestaltet. Alle geben wir der Dulderin das letzte Geleite.

Auf lange Zeit wird der schwarze Zimmermann jetzt keine Arbeit tun. Trauer ist Feier. Daran ist nicht zu rütteln. Wochenlang muss der Witwer nun in zerrissenem Gewand in der Hütte sitzen, ohne etwas anzurühren. Dies ist eine heilige Pflicht. Die Primitiven ehren ihre Toten mehr denn wir, zum mindesten in ihren Gebräuchen.

Also muss ich das Haus für die beiden Aerzte allein fertig bauen. Zurzeit ist Herr Nessmann immer noch auf die Gastfreundschaft von Herrn und Frau Herrmann angewiesen.

Herr Crow, der Amerikaner, der am zwanzigsten Februar die Heimreise antreten sollte, zieht sich auf der Fahrt zum Besuch eines Freundes einen schweren Sonnenstich zu. Dieser schwächt seine Widerstandskraft derart, dass der Körper wieder der Infektion unterliegt, über die er im Begriff war nach monatelangem Ringen zu triumphieren. Andauerndes

hohes Fieber setzt wieder ein. Neue Abszesse bilden sich. Das Leben ist nochmals in Gefahr. Was hat uns dieser eine weisse Patient schon Sorge und Arbeit gemacht!

Wie schön dagegen die Fälle, in denen man mit wenig Mühe viel tun kann! Kommt da eines Abends, während wir zu Tische sitzen, ein Holzhändler mit verzweifelten Gesten und mit dem Rufe: « Ich verliere den Verstand! » ins Zimmer gestürzt. Erschreckt springen wir auf, ihn allenfalls zu bändigen. Aber das Leiden sitzt nicht im Gehirn, sondern, wie sich gleich herausstellt, in einem Zahn. Unter einer Plombe ist die Wurzel erkrankt. Tagelang hat der Arme im Urwald die sich stetig steigernden Schmerzen ausgehalten, die die unter Druck stehenden Fäulnisgase hervorriefen. Um zu mir zu gelangen, musste er zwei Tage lang im Canoe den Fluss herauf fahren. Am anderen Tage sitzt er, um einen Zahn ärmer, fröhlich mit uns am Mittagstisch. Er hat mir auch Balken versprochen.

Seit Wochen macht ein Leopard das Gebiet der Missionsstation unsicher. Eine Ziege der Mission, die mit ihrem Jungen nicht weit von unserem Hause graste, ist am lichten Tage sein Opfer geworden.

Am siebenundzwanzigsten Januar entgehen Fräulein Kottmann und ich miteinander dem Tode durch Ertrinken. Mit einer guten Rudermannschaft kehren wir, nach Einbruch der Nacht, schwer beladen, von einer Faktorei heim, auf der wir Einkäufe gemacht haben. Ich gebe Befehl, sich nicht zu nah am Ufer zu halten, da ich auf der Herfahrt einen umgestürzten Baum mit mächtigem Geäst im Wasser liegen sah. Nach einiger Zeit kommt es mir vor, als wären wir doch zu nah am Ufer. Die Ruderer widersprechen und ich beruhige mich dabei, dass die Augen der Naturkinder in dem dichten Dunkel sicherlich mehr sehen als die meinen. Plötzlich aber werde ich von unerklärlicher Unruhe erfasst. Ich springe auf und erzwinge eine Wendung gegen den Fluss zu. In demselben Augenblick taucht das Geäst des grossen Baumes aus dem Wasser auf. Knapp kommen wir daran vorbei. Ohne die Wendung wären wir mit voller Wucht in dasselbe hineingefahren und durch den Anschlag betäubt und aus dem Canoe geworfen worden. Auf hiesige Schwarze kann man sich nie verlassen, auch nicht in Dingen, die sie berufsmässig verstehen. In ihrem Leichtsinn sind sie unberechenbar.

Am Tage nach diesem Abenteuer kommt das schon lange sehnlichst erwartete Motorboot des Spitals an. Es ist von lieben schwedischen Freunden gestiftet, die zu diesem Zweck

seit 1922 Geld zusammengelegt haben. Wie dankbar wir ihnen dafür sind, können wir ihnen nicht ausdrücken.

Das Motorboot bedeutet für uns vor allem ein sichereres, schnelleres und bequemeres Verkehren auf dem Strome. Ganz mit einem Segeltuchdach überspannt, bietet es Schutz gegen Sonne und gegen Regen, wenn dieser nicht zu stark fällt. Auch auf unserem Rudercanoe habe ich ein Dach. Aber dies ist, um die Stabilität des Einbaums nicht zu sehr zu gefährden, so niedrig und eng, dass man fast darunter erstickt. Sodann sind wir jetzt der Aufregung ledig, die man mit dem Zusammenbringen, dem Zusammenhalten, der Beköstigung und der Entlöhnung von Rudermannschaften hat. Auch können wir in dem Motorboot viel grössere Lasten befördern als im Rudercanoe. Das Schönste aber ist, dass die Fahrt mit dem Motorboot nicht, wie man meinen sollte, teurer, sondern billiger zu stehen kommt, als mit dem Rudercanoe. Eine Reise, für die wir bisher fünf Tage brauchten, führen wir jetzt in zweien aus. Was wir den Ruderern an Nahrung und Löhnung und Geschenken bieten mussten, ist bedeutend mehr als die Gestehungskosten des verbrauchten Benzins und Oels! Das Motorboot erlaubt uns auch, uns Bananen aus entlegenen Ortschaften zu holen, die sonst für die Belieferung des Spitals nicht in Betracht kommen könnten. Dies ist, wie alles was eine Erleichterung in der Beschaffung von Lebensmitteln bedeutet, im Urwalde von grosser Wichtigkeit.

Als ziemlich schmale Gondel gebaut, läuft das Motorboot gut gegen die starke Strömung an. Es hat nur geringen Tiefgang, um in der trockenen Jahreszeit in den seichten Wassern durchzukommen. Seine Länge ist achteinhalb Meter, die Breite anderthalb Meter. Die Ladung kann bis eine Tonne betragen. Der einzylindrige, äusserst einfache Motor hat eine Stärke von dreieinhalb Pferdekräften und verbraucht etwa anderthalb Liter Benzin in der Stunde. Gegen den Strom und mässig beladen macht es sieben bis acht Kilometer in der Stunde, in ruhigem Wasser etwas über zwölf.

Diese Art von Motorboot wird von fast allen Holzhändlern hier gebraucht und hat sich sehr gut bewährt. Unseres führt einen schwedischen Namen. Es heisst « Tack Sa Mycket », was bedeutet « Danke schön ».

Am zehnten Februar bringt uns ein grosses und bequem eingerichtetes Motorboot von Cap Lopez eine kranke holländische Dame herauf. Der Herr des Bootes, Herr Drew, ein uns befreundeter Engländer, hat die Güte, den Amerikaner,

dem es etwas besser geht, mit herunter zu nehmen. Wir halten ihn für fähig, die Heimreise zu ertragen. Da er noch täglich verbunden werden muss, begleitet ihn Herr Nessmann ans Meer hinunter.

Für zehn Tage bin ich wieder einziger Arzt des Spitals. Fast ständig beherbergen wir in diesen Zeiten ein halbes Dutzend weisser Kranker. Bei einem Polen, einem Herrn Rochowiack, der wegen einer Fussverletzung gekommen war, bricht, während er hier ist, Schwarzwasserfieber aus. Er hält sich für verloren, weil er in Rhodesia sieben Fälle von Schwarzwasserfieber sah, die alle tödlich endeten. Ich hingegen kann ihn damit trösten, dass ich noch nie einen Kranken an Schwarzwasserfieber verlor. Auch bei ihm hat meine Behandlung Erfolg. Sie besteht darin, dass dem Kranken möglichst bald in jeden Schenkel zweihundert Kubikzentimeter einer dreiprozentigen Kochsalzlösung unter die Haut injiziert werden. Zwei oder dreimal, mit je sechs Stunden Pause werden diese Einspritzungen wiederholt. Sie sind sehr schmerzhaft. Aber der schlimmste Schmerz tritt nicht gleich, sondern erst nach einigen Tagen auf, wenn der Kranke schon ausser Gefahr ist und sich darüber, im Hinblick auf seine Errettung, nicht über Gebühr aufregt. Diese Einspritzungen halte ich, nach meiner Erfahrung, für die Hauptsache in der Behandlung des Schwarzwasserfiebers. Daneben injiziere ich noch, wie es die Regel ist, sterilisiertes Blutserum sowie künstliches Serum, und verabreiche Calciumchlorat in starken Dosen.

Dass plötzliche starke Chinindosen bei Leuten, die nicht regelmässig Chinin nehmen, irgendwie den Ausbruch des Schwarzwasserfiebers verursachen, habe ich auch diesmal bestätigt gefunden. Herr Rochowiack fühlte sich etwas fiebrig und nahm Chinin, was nicht seine Gewohnheit war, und zwar, auf Zureden der Patienten, die sein Zimmer teilten, ziemlich viel davon. Am andern Morgen hatte er Schwarzwasserfieber. Unter welchen Bedingungen Chinin die massenhafte Zerstörung von roten Blutkörperchen bewirkt, was ja der Vorgang beim Schwarzwasserfiber ist, wissen wir freilich nicht, wie uns ja gerade bei dieser Erkrankung noch vieles rätselhaft ist. Unerklärbar zum Beispiel ist, dass sie immer nur Europäer, fast nie Schwarze befällt.

Kaum dass Herr Rochowiack sich etwas erholt hat, hilft er mir beim Bauen. Er ist Schreiner und Zimmermann. Ich lerne viel von ihm. Er bringt mir die vereinfachte Bauart in Holz bei, wie sie in Südafrika, wo er sich längere Zeit aufhielt, verbreitet ist.

Bei seiner Rückkehr aus Cap Lopez findet Herr Nessmann das Häuschen der Aerzte fertig und bezieht sogleich eines der drei Zimmer. Bis zur Ankunft von Dr. Lauterburg dienen die beiden anderen zur Unterbringung weisser Kranker.

Mitten in die Freude über den vollendeten Bau kommt die Aufregung um das Schicksal zweier unserer grössten Canoes. Sie sind in der Nacht fortgeschwommen, weil Dominik sie abends nicht richtig angekettet hatte. Unterhalb des Spitals gehen drei Arme von dem Flusse ab. Welchem derselben soll der arme Dominik, der sich schuldbewusst mit einigen Schwarzen auf die Suche gemacht hat, folgen ? Sicherlich haben brave Wilde die beiden Canoes schon angehalten und im Gebüsch eines Sumpfes versteckt. Später, wenn sie sie unkenntlich gemacht haben, werden sie sie dann irgendwo in der Ferne verkaufen. Canoes sind sehr wertvoll, weil die Eingeborenen heutzutage fast keine mehr verfertigen. Man kann sie sich nur mit grösster Mühe verschaffen. Seit Monaten, besitzt die Missionsstation kein brauchbares grösseres Canoe und ist ganz auf die des Spitals angewiesen. Trotz des Motorbootes können wir nicht ohne Canoes auskommen. Für das Holen von Holz und Bambus zum Beispiel, wo man in die kleinen Wasserläufe hinein muss, ist es nicht zu brauchen.

Nach zwei Tagen kehrt Dominik unverrichteter Dinge zurück. Kaum hat er sich etwas erholt, treibt ihn sein für einen Schwarzen ausserordentlich gut funktionierendes schlechtes Gewissen, wieder fort. Und diesmal folgt er dem richtigen Flussarm und bringt beide Canoes heim, worüber grosser Jubel im ganzen Spital ausbricht. Er und seine Genossen auf diesen Fahrten bekommen zu essen, so viel sie nur können, und dürfen schlafen, so lange sie nur mögen.

Zurzeit haben wir merkwürdig viele Patienten mit Unfallverletzungen zu behandeln, weisse und schwarze. Ein weisser Mechaniker kommt von N'Djole mit einem Eisensplitterchen in der Hornhaut. Der schwarze Steuermann eines Flussdampfers ist durch die plötzlich zurückschnellende Ankerwinde an den Kopf getroffen worden.

Auch zwei Schwarze, die beide von Menschen gebissen wurden, sind bei uns. Dem einen widerfuhr dies, als er einen säumigen Schuldner greifen wollte. Beissen als Abwehrbewegung ist den Schwarzen geläufiger als uns. « Das Schlimmste, » sagt Joseph, « ist der Biss des Leoparden; noch schlimmer ist der Biss der Giftschlange; noch schlimmer der des Affen; am allerschlimmsten aber der des Menschen. » Et-

was Wahres ist daran. Ich habe in Afrika bis jetzt etwa zwölf Verletzungen durch Menschenbiss zu sehen bekommen. Alle zeigten sie alsbald Symptome schwerer Infektion. In zwei Fällen bestand Gefahr einer allgemeinen Blutvergiftung, obwohl mir die Patienten innerhalb weniger Stunden zukamen. Dem einen der beiden jetzt gekommenen Gebissenen muss das Endglied eines Fingers abgenommen werden. Er heisst Vendakambano und ist Schreiner. Ich lasse ihn versprechen, dass er mir nach der Heilung zwei Monate beim Bauen helfen wird, was er auch in feurigen Worten tut.

Eine Reihe von Europäern suchen uns wegen Zahnschmerzen auf.

Die Zahl der schwarzen Kranken nimmt immer noch zu. Wo soll das hin? Auf einen Tag rücken von einem einzigen Holzplatz vierzehn Bendjabis mit schlimmen phagedänischen Fussgeschwüren an. Einige von ihnen sind so elend, dass wir sie wohl kaum retten können. Bei längerer Dauer nämlich fangen die mit den Geschwüren gegebenen Fäulnisstoffe an, das Allgemeinbefinden in schwerster Weise zu schädigen. Die Leute werden hinfällig und erholen sich dann nur noch in seltenen Fällen. Der Tod kommt meist ganz plötzlich.

Morgens, wenn zum Verbinden gerufen wird, kommen Patienten hergerutscht und hergekrochen, weil die Geschwüre ihnen das Gehen unmöglich machen. Gerne möchten wir ihnen den Weg ersparen und sie an ihren Schlafstellen verbinden. Aber es ist zu dunkel dazu in den Baracken. Einer von diesen Armen ist der gefürchtetste Dieb des Spitals. Wie manche Banane, die ein armes Negerweib sicher versteckt wähnte, ist seine Beute geworden!

* * *

Fälle von Lepra (Aussatz) sind fortwährend bei uns. Wie viel mehr wären noch hier, wenn die Behandlung nicht so langwierig wäre! Erst nach einer mehrwöchentlichen Kur nämlich merkt der Kranke gewöhnlich eine Besserung. Gar vielen geht vorher die Geduld aus und sie lassen sich nicht weiter halten. Gewöhnlich kommen sie ja nur, um zum Trinken bereitetes, das heisst mit Sesam- und Erdnussöl reichlich versetztes Chaulmoograöl zu holen, das sie dann zu Hause einnehmen. Diese Kur sind sie von früher her gewohnt. Dass aber viel mehr zu

erreichen ist, wenn dazu noch eine Reihe von Einspritzungen mit Chaulmoograöl kommen, lassen sie sich nicht gerne beibringen, weil dies einen zu langen Aufenthalt im Spital erfordert. Wir hoffen aber Erfolge zu haben, die sie überzeugen. Dass das Wohnen in den überfüllten Baracken keine Annehmlichkeit ist, muss ich ihnen ja zugestehen.

Eine Zeit lang machten wir, in Befolgung von Angaben, die wir in medizinischen Zeitschriften fanden, Versuche mit intravenösen Einspritzungen von Chaulmoograöl, in andern Oelen und in Aether aufgelöst. Sie gaben uns nur mässig befriedigende Resultate. Dass diese täglich zu machenden Einspritzungen, als gar nicht ungefährlich, überdies immer vom Arzte selber vorgenommen werden müssen, ist ein schwerwiegender Nachteil dieser Behandlungsweise. Woher die Zeit dazu nehmen?

Nun sind wir in der glücklichen Lage Chaulmoograöl unter die Haut einspritzen zu können. Aus Versuchen, die Herr Prof. Giemsa und sein Assistent Herr Doktor Adolph Kessler in zuvorkommender Weise für uns unternommen haben, wofür wir ihnen sehr dankbar sind, ergibt sich, dass das Chaulmoograöl, das sonst Niederschläge bildet, in Erdnussöl gut in Lösung gehalten wird, und zwar schon, wenn man gleiche Mengen von beiden nimmt. Einspritzungen mit dieser Mischung unter die Haut werden ohne Schmerzen ertragen und gut resorbiert. Sie sind zudem völlig unschädlich. Auf Grund dieser Resultate behandeln wir Lepra nun mit Chaulmoograöleinspritzungen unter die Haut. Diese sind viel schneller gemacht als die in die Venen und können, als ganz ungefährlich, durch den Heilgehilfen ausgeführt werden. Zurzeit verfahren wir so: Vier Teile Chaulmoograöl werden in fünf Teilen Erdnussöl gelöst, wobei beide erwärmt werden. Nachher wird die Lösung sterilisiert. Sie hält sich lange steril. Der Patient bekommt täglich einen halben bis zwei Kubikzentimeter davon unter die Haut gespritzt. Ob noch höhere Dosen dauernd gut ertragen werden, wird noch ausprobiert. In zu grossen Mengen kann Chaulmoograöl schädlich wirken. Die Erfolge unserer Behandlungsweise sind sehr ermutigend.

Der Behandlung der phagedänischen Geschwüre widmet Herr Nessmann seine besondere Aufmerksamkeit. Der geringste Fortschritt in derselben bedeutet für uns eine grosse Erleichterung. Zunächst wird jetzt — wozu bisher die Zeit nicht reichte — der Saft eines jeden Geschwüres im Mikroskop untersucht. Dadurch lässt sich mit Sicherheit feststellen, ob es sich um ein

Dysenteriekrankes Kind, das im Spital Heilung fand.

Das typische phagedänische (= fressende) Tropengeschwür.

phagedänisches handelt oder nicht. Im Saft des phagedänischen Geschwürs kommen nämlich merkwürdigerweise nur zwei Mikroben vor; und zwar immer beide miteinander. Es sind dies ein Art von Spirochäten (Spirochaeta Schaudini) und die sogenannten spindelförmigen Bazillen. Ganz ähnliche Erreger findet man bei einer besonderen Angina (der Plaut-Vincentschen Angina) miteinander vergesellschaftet. Die Nachprüfung durch das Mikroskop ergibt, dass so gut wie alle Geschwüre, die wir dem Aussehen nach für phagedänische halten, es in der Tat auch sind.

Nun werden die verschiedenen Arten der Behandlung durchprobiert. Dabei zeigt sich, dass ein von belgischen Aerzten angegebenes und von uns etwas modifiziertes Verfahren das Geschwür in den meisten Fällen gerade so gut reinigt, wie die von uns bisher geübte Auskratzung. Welche Ersparnis an Zeit und Kraft und Geld! Die Narkose kommt in Wegfall. Jetzt verbrauchen wir im Jahr nur noch halb so viel Aether und Chloretyl wie bisher. Dies will etwas heissen, da beide Stoffe hier unverhältnismässig viel teurer sind als in Europa. Als feuergefährlich müssen sie nämlich auf dem Deck des Schiffes reisen und zahlen doppelte Fracht. Und wenn es auch nur ein kleines bisschen ist, kostet es doch so viel als wäre es ein Kubikmeter.

Auch unsern Nerven kommt die neue Methode zugute. Was gab das für Auftritte, wenn etwa sechs Wilde einer nach dem andern sich zur Vornahme der Auskratzung auf den Tisch legen und einschläfern lassen sollten!

Die von uns jetzt geübte Behandlungsweise besteht darin, dass man das Geschwür eine halbe Minute lang mit einer Sublimatpastille ziemlich energisch auswischt. Dies ist schmerzhaft. Aber der Schmerz wird erst empfunden, wenn die Prozedur bereits vorüber ist. Nach einer halben Minute wird das Geschwür mit gekochtem Wasser gut abgespült. Nun bestreut man es mit Jodoform und bedeckt es mit Gazekompressen, die mit einer dünnen Lösung Methylviolett getränkt sind. Diese Kompressen werden öfters erneuert, damit der Verband immer feucht bleibt. Nach zwei oder drei Tagen ist das Geschwür dann soweit gereinigt, dass es genügt, es mit Dermatol, Salol, Aristol, Vioform oder einem andern Wundstreupulver zu belegen und trocken zu verbinden.

Bis zur definitiven Heilung kann es aber, wenn das Geschwür gross ist, noch acht bis zehn Wochen dauern, wenn nicht länger. Ganz langsam nur wächst die Haut nach. Später,

*

wenn regelmässig operiert wird, wollen wir Hauttransplantationen versuchen, das heisst, Haut in feinen Streifen vom Schenkel entnehmen und auf das Geschwür legen, damit sie dort anwächst. Gelingt dies bei diesen Geschwüren ebenso gut wie bei gewöhnlichen Wunden, so ist wiederum viel gewonnen. Wie viel an Arbeit, Verbandstoffen, Medikamenten und Reis wird schon gespart, wenn wir so viel nur erreichen, dass die Ueberhäutung in sieben statt in zehn Wochen vor sich geht!

Wie ein Fabrikant darauf aus ist, einen Massenartikel um einige Pfennige billiger herzustellen als bisher, um seinen Betrieb rentabler zu gestalten, also müssen wir darauf sinnen, die Heilung der phagedänischen Geschwüre, dieses Massenartikels unseres Spitals, zu beschleunigen.

Merkwürdig ist, dass die phagedänischen Geschwüre nur an der unteren Hälfte des Unterschenkels vorkommen. Gewöhnlich sitzen sie an den Knöcheln oder oberhalb derselben, und auf den Fussrücken. Zuweilen beginnen sie an einer Zehe oder an den Fersen. Alle anderen Gegenden des Körpers scheinen gegen sie gefeit. Nach unserer Beobachtung sind auch Männer weit öfter davon befallen als Frauen.

Von verschiedenen Seiten ist mir gesagt worden, dass phagedänische Geschwüre besonders da auftreten, wo die Leute viel Palmöl bekommen. Inwieweit dies zutrifft, weiss ich nicht. Bemerkt habe ich allerdings, dass die Holzplätze, auf denen die Leute besonders gut genährt werden, fast die grösste Zahl der Patienten mit phagedänischen Geschwüren stellen. Als Fett wird hier gewöhnlich Palmöl gegeben. Demnach könnte an jener Bemerkung etwas richtiges sein. Freilich, das phagedänische Geschwür kommt auch in Gegenden vor, wo nicht mit Palmöl gekocht wird.

Einer unserer europäischen Kranken, Herr Rupin, macht uns grosse Sorgen. Bei der Ankunft benimmt er sich wie jemand, der leicht betrunken ist. Er hat etwas Durchfall und fiebert. Die Temperatur ist nicht sehr hoch. Nur hält es schwer, sie herunterzubringen. Der Fall sieht sich nicht schlimm an und ist doch sehr ernst. Der Arme hat mehrere Sonnenstiche erlitten, weil er sich nicht genug in acht nahm. Dass sein Benehmen immer läppischer wird, ist kein günstiges Zeichen und erschwert die Pflege ungemein. Jedoch geben wir die Hoffnung nicht auf. Ich sah ähnliche Fälle schon günstig ausgehen. Natürlich muss er mit erster Gelegenheit, sowie er transportfähig ist, nach Europa zurück. Das Wie, ist freilich ein Problem, da er gänzlich mittellos ist.

Durch andauernde Malaria übel mitgenommen ist Herr Missionar Soubeyran aus N'Gômô bei uns in Pflege. In den ersten Tagen war sein Zustand, infolge Herzschwäche, so bedenklich, dass der neue Doktor die Nächte bei ihm zubringen musste.

* * *

Am sechzehnten März, bei der Heimkehr von einer zweitägigen Fahrt mit dem Motorboot, sehe ich eine schlanke Gestalt in der vornehm nachlässigen Haltung des Kavallerieoffiziers neben Herrn Nessmann auf dem Landungsfloss stehen. Es ist der neue Arzt, Doktor Marc Lauterburg.

Mit Afrika hat er schon gründlich Bekanntschaft gemacht. Auf der Fahrt vom Schiff ans Land in Cap Lopez, die er mit Eingeborenen in einem kleinen auf dem Meer aufgefischten Canoe unternimmt, wird er von einem Tornado überrascht. Zum Glück weht der Sturm dem Lande zu und wirft das Canoe irgendwo ans Gestade. Das Gepäck ist vorher mit einer sicheren Gelegenheit vom Schiff gekommen.

Die Fahrt von Cap Lopez nach Lambarene macht der neueste Doktor mit hundertundfünfzig schwarzen Passagieren auf einem kleinen Handelsdampfer, der einen schwerbeladenen, lecken Schleppkahn mit sich führt. Dabei erlebt er nächtliche Schlachten zwischen den schwarzen Passagieren und den Bewohnern eines Dorfes. Die schwarzen Passagiere wollen am Land nächtigen, weil sie dem lecken Schleppkahn, auf dem sie zusammengepfercht sind, nicht trauen, und die Leute des Dorfes wollen sie nicht ans Land lassen.

Das Spital findet Herr Lauterburg viel grösser als er es sich vorgestellt hatte. Da gerade die Betten in den Baracken für die Operierten fertig geworden sind, kann er sogleich an die Arbeit gehen. Der erste Fall, der seinem Messer anvertraut wird, ist ein Schlafkranker mit eitriger Rippenfellentzündung, bei dem eine Rippenresektion zu machen ist. Der Arme heisst Yezu und ist ein Wilder aus dem Innern. Seit Monaten schon ist er bei uns. Die Schlafkrankheit scheint überwunden. Aber die Kraft, die eitrige Rippenfellentzündung zu überstehen, hat er wohl nicht mehr. Wir lieben ihn alle seines sanften Wesens halber. Wie dankbar ist er für die Suppen, die für ihn gekocht werden! « Wenn ich gesund bin », sagt er, « bleibe ich für immer bei Euch. »

Während der zweiten Operation, die wir mit Doktor Lauterburg machen, erschreckt ihn ein Schwarzer, der mit

dem Rufe: « Sie trachten dem Huhne des Doktors nach dem Leben », in das Zimmer stürzt. « Sie », sind der Bendjabi, der nur noch kriechen kann, und seine Spiessgesellen. Es hätte mich wundergenommen, wenn sie die Zeit, wo Aerzte und Heilgehilfen alle zusammen im Hause festgehalten sind, nicht für ihren Kochtopf genützt hätten !

In den ersten Stunden des neunzehnten März stirbt ganz plötzlich Herr Rupin, der Patient mit Sonnenstich. Am Tage vorher hatte er mit uns noch Pläne für die Heimreise gemacht. Er wird auf der katholischen Mission beerdigt, an demselben Nachmittage wie die Mutter Josephs, die eine feine alte Frau war.

Wie schwer sind die Briefe zu schreiben, in denen ich den Angehörigen eines bei uns gestorbenen Europäers Nachricht von seinen letzten Tagen und seinem Ende geben muss!

Aus Liebe zu mir erscheint Joseph nach drei Wochen Trauerruhe bereits wieder zum Dienst, was ich ihm hoch anrechne. « Der Doktor ist ein Sklave der Arbeit, und der arme Joseph ist der Sklave des Doktors », sagt er. Gleichzeitig findet sich der schwarze Zimmermann Monzalie, der Witwer der schlafkranken Frau, wieder ein. Es hat Mühe gekostet, ihn zur Rückkehr zu überreden. Er hat mir auch Bedingungen gestellt. Schlag zwölf Uhr müsse die zweistündige Essenspause beginnen und um halb sechs Uhr Feierabend gemacht werden. Ueberstunden und Drängen in der Arbeit seien ausgeschlossen. Die Höhe des Lohnes wage ich nicht niederzuschreiben. Bei alledem muss ich noch froh sein, dass er es wieder mit mir versuchen will. Er gehört zu den besten Zimmerleuten der ganzen Gegend und könnte zu jeder Stunde eine noch besser bezahlte und viel bequemere Stelle finden. Wenn er sich für mich entscheidet, ist es aus Anhänglichkeit.

Die Hand des wegen Menschenbiss behandelten Schreiners Vendacambano ist gut geheilt. Er ist nach Hause gefahren, vorgeblich um schnell seine Angelegenheiten zu ordnen und dann für zwei Monate zu mir zu kommen. Wie ich aber erfahre, ist er im Begriff, einen neuen Platz anzutreten.

Doktor Lauterburg kommt es noch immer merkwürdig vor, in einer Person Operateur und Operationsschwester zu sein. Aber er findet sich mutig in das doppelte Amt. Bei den Eingeborenen heisst er « N'Tschinda-N'Tschinda », was bedeutet «Der Mann, der mutig schneidet ». Herrn Nessmann nennen sie Ogula, das ist « Sohn des Häuptlings ». Mit dem Häuptling bin ich gemeint.

Zurzeit wird viel operiert. In der Unfallchirurgie hat N'Tschinda-N'Tschinda einige Mühe sich zu dem von mir geübten Prinzip des Nichtamputierens zu bekehren. Wir müssen uns nämlich hier die Amputation selbst da versagen, wo sie in Europa, mit Rücksicht auf das bedrohte Leben des Patienten, als ganz selbstverständlich vorgenommen wird. Sonst heisst es bis in die fernsten Gegenden, der Doktor zu Lambarene schneide den Leuten Arme und Beine ab, was gar viele abschrecken würde, hier Hilfe zu suchen.

Bisher habe ich es nicht zu bereuen gehabt, nach dem Rufe des Doktors, der die Arme und Füsse an ihrer Stelle lässt, zu trachten. Dies verdanke ich dem Methylviolett. Jede Unfallverletzung an den Gliedmassen, so schwer sie auch aussehen möge — wie überhaupt alle Unfallverletzungen — werden bei uns mit Methylviolett behandelt. Meiner Beobachtung nach leisten aber nur die feuchten Verbände mit Methylviolett Gutes. Die trockenen oder eintrocknenden können geradezu gefährlich werden, weil es dann so kommen kann, dass Methylviolett, in feinster Verteilung, Teile der Wunde wie ein Häutchen bedeckt und eine abschliessende Schicht bildet, unter der die Infektion sich um so mehr ausbreitet. Bei Furunkeln, Panaritien und allen nur schmal geöffneten Eiterungen kann man daher bei trockener Behandlung mit Methylviolett unter Umständen ganz üble Erfahrungen machen. Der Verband mit Methylviolett muss also ständig feucht erhalten werden, dass der Farbstoff keine trockenen Niederschläge bilden kann. Nur so ist er gefahrlos und entfaltet seine volle Wirkung.

Eine zerrissene Wunde wird also mit Gaze ausgelegt, die eben in wässerige Methylviolettlösung getaucht wurde. Diese Gaze wird dann durch regelmässiges Auflegen von in sterilem Wasser genetzter Gaze stetig feucht erhalten. Der Einfachheit halber kann man den Verband auch mit undurchlässigem Stoff zur Verhütung der Verdunstung umgeben. Dies ist selbst da möglich, wo es sich um stark infizierte Wunden handelt, bei denen ein feuchter Verband sonst ein Fehler wäre. Das Methylviolett erlaubt die Anwendung des feuchten Verbands auch da, wo man sonst auf ihn und seine Wirkungen verzichten musste. In schweren Fällen wenden wir auch dauernde Berieselung mit schwacher Methylviolettlösung an.

Methylviolett hat den grossen Vorzug, dass es nicht reizt. Im Gegenteil, es wirkt ausgesprochen schmerzstillend. Beobachtet habe ich dies oft, besonders auch bei Verbrennungen, die ich ebenfalls mit feuchten Methylviolettverbänden behandle.

Wie die Wirkung zu erklären ist und ob darüber schon Versuche angestellt sind, weiss ich nicht.

Doktor Lauterburg ist von den Resultaten unseres Verfahrens in Fällen, wo die Amputation geboten schien, ganz überrascht. Am überzeugendsten treten sie ihm bei einem offenen, infizierten Unterschenkelbruch entgegen, der uns mit beginnender Gasphlegmone eingeliefert wird.

Durch die im Spital zu Lambarene von jeher geübte Zurückhaltung im Amputieren ist es nun so gekommen, dass unser Ruf durch vorgenommene unvermeidliche Amputationen nicht mehr gefährdet werden kann. Es geschieht jetzt, dass Schwarze von selber um die Amputation bitten. Auf einem Holzplatz ist ein Bendjabi mit dem Arm unter einen rollenden Stamm geraten und hat sich eine schwere Verletzung des Vorderarms und der Hand zugezogen. Seine Stammesgenossen dulden nicht, dass er zu uns gebracht wird, sondern behandeln ihn auf ihre Art mit gepulverter Baumrinde. Dies hat den Erfolg, dass zuletzt der ganze Arm nur eine jauchige Fläche bildet und das Allgemeinbefinden des Mannes besorgniserregend wird. Wir legen ihm seinen Fall vor, worauf er, auf den Rat von Spitalinsassen, um die Amputation bittet. Nachdem wir Zeugen genommen, dass er selber es so will, wird die Operation vollzogen. Gesund und dankbar, wenn auch nur mit einem Arme, kehrt er auf den Holzplatz zurück, den Wilden daselbst zu verkündigen, dass die Aerzte in Lambarene nur denjenigen, die sie darum bitten, Arm oder Bein abschneiden.

An Hernien werden in den Wochen nach der Ankunft Herrn Lauterburgs eine ganze Reihe operiert, ein Teil durch ihn, ein Teil durch Herrn Nessmann. Auch Elephantiasistumoren kommen an die Reihe. Am ersten April wird eine solche Geschwulst von dreissig Kilo in Angriff genommen. Es handelt sich um einen Mann aus der Gegend von Samkita. Die schwere Geschwulst verurteilt ihn seit langem zur Bewegungslosigkeit. Sie ist so gross, dass er sie als Schemel benutzt und darauf sitzt. Obwohl noch ziemlich jung, sieht er wie ein alter Mann aus. Die Operation dauert von zehn Uhr morgens bis drei Uhr nachmittags. Das Hantieren mit dieser Masse stellt grosse physische Anforderungen an uns drei. Wir verfahren nach der anno 1913 von Doktor Ouzilleau veröffentlichten Methode, bei der die Geschwulst in der Mitte wie eine Birne gespalten wird. Dies erleichtert das Aufsuchen der Blutgefässe und ermöglicht eine exakte Blutstillung.

Am Tage dieser Operation trifft unerwartet ein Helfer für meine Bauten ein. Es ist ein junger Schweizer, Herr Schatz-

mann. Von meinen Baunöten erfahrend, hat er sich, ohne erst lange mit mir zu verhandeln, aufs Schiff gesetzt, um mir in ganz uneigennütziger Weise zu helfen. Sehr tüchtig als Bauleiter und als Zimmermann nimmt er den Bau des Hauses von zehn Zimmern in Angriff. Welche Entlastung für mich!

Einige Schwierigkeiten bereitet mir aber die Unterbringung des unerwarteten Gastes. Unangemeldetes Kommen ist auch für Afrika eine bedenkliche Sache.

Freilich, ein ganzes Spital, wie es der Helfer meinte, ist nicht zu bauen. Aber wenn er bei mir fertig ist, werden ihn hiesige Firmen sicher darum angehen, Bauten für sie auszuführen. Bauleiter sind hier gesuchte Persönlichkeiten, aber nur, wenn sie, wie es bei Herrn Schatzmann der Fall ist, selber mit Hand anlegen können und mit den Eingeborenen gut umzugehen wissen. Schon fängt man an, sich bei mir nach ihm und dem Termin seiner Abkömmlichkeit zu erkundigen.

Ein trauriger Fall kommt dieser Tage vor. Ein Dysenteriekranker, der sich nicht auf seinen Füssen halten kann, erschlägt seinen Nachbar, der ein ebenso armes Gerippe ist wie er. Er meinte, er wolle ihm Essen wegnehmen. Manche Dysenteriekranke nämlich haben bis zum letzten Tage guten Appetit. Wir lassen den Mörder, der keinerlei Reue über seine Tat zeigt, unbehelligt, weil vorauszusehen ist, dass er seinem Opfer in einigen Tagen in den Tod folgen wird, was auch geschieht.

Am sechzehnten April verlassen uns Herr und Frau Herrmann, um auf Urlaub nach Europa zu gehen. Zu lange halten sie sich am Ufer damit auf, schwarze Hände zu drücken. Als wir mit dem Motorboot gerade in den Hauptstrom einbiegen und noch drei Kilometer vom Halteplatz des Flussdampfers entfernt sind, setzt sich dieser in Bewegung. « Tack Sa Mycket » ist nicht schnell genug, um den Dampfer einzuholen, und auch nicht gross genug, um alles Gepäck, das mit Canoes bereits vorausgeschickt ist, mitzunehmen. Zum Glück findet sich ein grösseres und schnelleres Motorboot, womit die Reisenden das Schiff einholen. Bei der Heimkehr kommen wir uns ganz verwaist vor.

* * *

In der zweiten Hälfte April wird tüchtig operiert. Gar viele Leute warten seit Wochen hier, bis die Reihe an sie kommt und müssen während dieser Zeit samt ihren Begleitern

ernährt werden. Doktor Lauterburg hat reichlich Gelegenheit festzustellen, dass die Hernienoperationen hier im Durchschnitt mehr Schwierigkeiten bieten als in Europa, weil man fast immer auf ausgedehnte Verwachsungen stösst. Dies rührt wohl von den mannigfachen Versuchen her, die die Schwarzen unternehmen, um die Hernien wegzubringen, wobei dann die Gewebe misshandelt und gequetscht werden.

Ende April verlieren wir kurz nacheinander zwei Operierte. Auch sonst haben wir viele Todesfälle unter den Kranken zu verzeichnen. Unsere Stimmung ist so gedrückt, dass wir uns zur Arbeit schleppen.

Der Arbeit am Hause mit den zehn Zimmern droht Stillstand, weil wir keine Bretter mehr haben. Wohl liegen Balken da, seit Wochen. Herr Matthieu, ein Holzhändler von Samkita, hat mir dreissig schöne Hartholzbalken geschenkt aus Erkenntlichkeit dafür. dass ich einen seiner schwer erkrankten europäischen Angestellten längere Zeit bei mir in Pflege hatte. Aber sie sind fünfundzwanzig Zentimeter dick, während ich solche von acht Zentimeter brauche. Nun wäre es ein Kleines, jeden dieser Balken der Länge nach in vier von acht Zentimetern zu zersägen. Das gäbe hundertundvierzig Balken von dem gewünschten Masse, womit mir vorerst geholfen wäre. Aber ich finde keine Säger, obwohl ich seit Wochen danach suche. Brauchte ich fünfundzwanzig schwarze Schreiber, so würden sich morgen fünfzig melden. Aber Säger gibt es nicht.

Wie wahr ist es doch, dass die Kultur nicht mit Lesen und Schreiben, sondern mit dem Handwerk beginnt! Weil es hier keine Handwerker gibt, ist kein wirklicher Fortschritt möglich. Die Schwarzen lernen lesen und schreiben, ohne sich zugleich Handfertigkeit anzueignen. Mit diesen Kenntnissen bekommen sie Anstellungen als Verkäufer und Schreiber und sitzen in weissen Kleidern umher. Das Handwerk aber wird gering geachtet.

Hätte ich etwas zu sagen, so dürfte mir kein Schwarzer lesen und schreiben lernen ohne zugleich Lehrling in einem Handwerk zu sein. Keine Ausbildung des Intellekts ohne gleichzeitige Ausbildung der Handfertigkeit. Nur so wird eine gesunde Basis für den Aufstieg geschaffen. Wie lächerlich kommt es mir vor, wenn ich lese, dass Afrika der Kultur erschlossen wird, weil eine Eisenbahn jetzt bis dahin geht, das Automobil bis dorthin vordringt und ein Flugzeugdienst von da nach da eingerichtet werden soll. Damit ist gar nichts erreicht. « Inwieweit werden die Schwarzen tüchtige Menschen ? » Dies ist

das Einzige, worauf es ankommt. Tüchtig werden sie durch religiöse und sittliche Unterweisung und durch das Handwerk. Alles andere hat nur einen Sinn, wenn dieser Grund gelegt ist.

Und von allen Handfertigkeiten ist die des Sägers wiederum die wichtigste. Der Säger schafft aus den Stämmen Bretter und Balken, aus denen wohnliche Häuser gebaut werden können. Ehe es Sägemühlen gab, haben unsere Voreltern Balken und Bretter von Hand gesägt. Und wenn die Schwarzen nicht denselben Weg gehen, so bleiben sie eben Wilde, mag einer oder der andere als Schreiber auch das Geld verdienen, um seinem Weibe seidene Strümpfe und Schühlein mit hohen Absätzen aus Europa kommen zu lassen. Beide samt ihren Nachkommen werden sie ja weiter in Bambushütten wohnen.

Um Balken und Bretter aus einem Baumstamm zu sägen, legt man diesen über eine zwei Meter tiefe und vier Meter lange Grube. Mit einer langen geraden Säge wird er dann von zwei Sägern in Angriff genommen, von denen der eine auf dem Baume, der andere in der Grube steht. Der Weg der Säge ist durch sich entsprechende Striche auf der Ober- und der Unterseite des Baumstamms vorgezeichnet. Die Kunst besteht darin, genau senkrecht zu sägen und oben und unten im Striche zu bleiben. Dies erfordert einige Uebung. Zwei gut aufeinander eingearbeitete Säger bringen im Tage etwa zehn Bretter oder Balken fertig.

Dieses für hier wertvollste Handwerk, wird als zu einfach und zu anstrengend am wenigsten geachtet. Darum leben die Leute in elenden Hütten, wo sie in Häusern aus Mahagoni wohnen könnten!

Ich selber aber finde nicht einmal zwei Säger zum Zerlegen einiger dicker Balken in dünnere!

Da wird mir durch eine Angina (Halsentzündung) geholfen. Die Dame eines Holzhändlers, der, wie ich weiss, zwei gute Säger hat, kommt Ende April mit einer ziemlich schweren Angina zu uns in Pflege. Da kann der Gatte nicht anders, als die beiden Säger herholen zu lassen und mir zur Verfügung zu stellen. In wenigen Tagen ist die Arbeit getan. Jetzt habe ich hundertundvierzig Balken. Das neue Haus kann unter Dach gebracht werden.

Am dritten Mai fahre ich mit Herrn Nessmann auf einen nördlich von hier liegenden Holzplatz, wo schwere Dysenterie ausgebrochen ist und eine Reihe von Opfern gefordert hat. Zu-

erst geht es siebzig Kilometer weit, bis an das äusserste Ende des Sees Azingo. Dann wird das Motorboot verlassen. In zwei kleinen Canoes fahren wir an die fünfundzwanzig Kilometer einen reissenden kleinen Bach hinauf, wobei wir von Tse-Tse-Fliegen gepeinigt werden. Auf dem Holzplatz untersuchen wir die sämtlichen Arbeiter, geben Anweisung zur Pflege der Leichtkranken und nehmen die Schwerkranken mit uns. Es ist zum ersten Male, dass Herr Nessmann auf einen Holzplatz kommt. Am fünften Mai sind wir wieder in Lambarene, dank dem Motorboot, das die siebzig Kilometer, stromaufwärts in einem knappen Tage bewältigt. Auf dieser Fahrt schreibe ich den letzten Brief an meinen Vater. Er kommt nicht mehr in seine Hände. Der Tod ruft ihn an diesem fünften Mai heim.

Während unserer Reise waren Herr Lauterburg und Fräulein Kottmann in grossen Sorgen um einen an eingeklemmter Hernie operierten Patienten. Zum Glück tritt die Wendung zum Guten ein.

Am Tage nach unserer Rückkehr wird Herr Lauterburg durch ein Motorboot zu einer kranken Dame nach N'Gômô geholt. In strahlendem Mondenschein fährt er hinunter und bringt nachher die Patientin mit herauf.

Eines Morgens prangt in Ermangelung der Tanne eine mit Bändern gezierte Palme auf dem First des im Bau begriffenen Hauses. Es wird Richtfest gefeiert. Für das Haus ist ein doppeltes Dach vorgesehen : eines aus Wellblech, zum Schutze gegen den Regen und, zwanzig Zentimeter unter diesem, eines aus Blätterziegeln, zum Schutze gegen die Wärme. Das Problem des durch dieses doppelte Dach erforderten Gebälks hat Herr Schatzmann in eleganter Weise gelöst.

* * *

Aus immer neuen Erlebnissen wird N'Tschinda-N'Tschinda gewahr, dass Chirurgie in Afrika etwas anderes ist, als in Europa. Beim Streit mit einem anderen — eines Weibes wegen — hat ein Mann einen Hieb mit dem Buschmesser auf den Vorderarm empfangen. Die Sippe bringt ihn. Eine Sehnennaht ist notwendig, die unser Chirurg nach allen Regeln der Kunst ausführt. Bei Verletzten, die sich nicht selber kochen könnnen, muss immer ein Begleiter zur Dienstleistung zurück bleiben. Einstimmig bezeichnet die Sippe einen Mann zu diesem Amte, der es auch als ganz selbstverständlich an-

nimmt. Eine rechte Freude erlebt Herr Lauterburg an seinem Patienten aber nicht, trotz der schön ausgeführten Sehnennaht. Die Verletzung scheint gut zu heilen. Aber der Mann fängt an verfallen auszusehen. Er torkelt, wenn er zum Verbinden kommt, ist benommen und verliert die Sprache. Etwas ratlos steht N'Tschinda-N'Tschinda vor einer Infektion, die solche Allgemeinerscheinungen macht, ohne Fieber und bei normal heilender Wunde... « Vergiftung », äussere ich, als er mich auf den Fall aufmerksam macht. Wer längere Zeit hier arbeitet, zieht in allen unklaren Fällen diese Möglichkeit alsbald in Betracht. Unter ehrendem Vorwand wird der Begleiter, der dem Verwundeten bisher kochte, im Spital beschäftigt. Der Kranke erhält das Essen nur aus der Hand eines unserer Gehilfen. Langsam, sehr langsam, gehen daraufhin die Erscheinungen zurück.

Nach einiger Zeit klärt sich der Fall auf. Der von der Sippe hiergelassene Begleiter ist der Mann, der das Palaver mit dem Patienten hatte und ihn verwundete. Als Busse hat er dieses Amt übernehmen müssen. Dabei ist er der Versuchung unterlegen es zu missbrauchen, um den Gegner los zu werden. Trotzdem wir Schweigen beobachten, schöpfen die Verwandten des Patienten Verdacht. Damit sie den Giftmischer nicht töten und ein neues Drama sich dem andern anreiht, wird er zur persönlichen Dienstleistung bei Fräulein Kottmann ins Doktorhaus hinauf kommandiert, wo er sich bei der Wäsche und beim Wassertragen lieb und anständig erweist.

Dass in Aequatorialafrika sehr viel mit Gift umgegangen wird, ist nur zu wahr. Eines Tages — die Geschichte liegt einige Monate zurück — kommt ein Kranker in ganz elendem Zustande mit seinen Verwandten an. Auch er hat die Sprache verloren. Zunächst denke ich an allgemeine Blutvergiftung im Anschluss an irgendeine infizierte kleine Verletzung. Aber das Herz ist gut und der Kranke ist zeitweilig wieder so merkwürdig klar, dass die Annahme fraglich wird. Da er Bananen und Reis zurückweist, versuche ich, ihn mit Milch zu ernähren. Aber auch die ihm von den Verwandten dargereichte Milch nimmt er nicht. Da schöpfe ich Verdacht. Ich nehme die Gelegenheit wahr, wo die Verwandten einen Augenblick fort sind und reiche ihm selber Milch. Gierig trinkt er sie. Daraufhin bekommt er Essen und Trinken nur von der Hand der Heilgehilfen, und isst und trinkt. Den Verwandten wird dies so erklärt, dass er besonders zubereiteter Speisen und Getränke bedürfe. Er ist aber nicht mehr zu retten.

Es kommt mir auch vor, dass ich bei einem Europäer, dessen Zustand ich mir nicht recht erkläre, unter irgendeinem Vorwand die schwarze Bedienung, die mit ihm gekommen ist, ganz ausschalte, weil ich mit der Möglichkeit der Vergiftung rechnen muss. Das will nicht heissen, dass ich gerade Verdacht auf den Koch und den Boy habe. Vielleicht sind sie nur nicht wachsam genug, um von anderen unternommene Vergiftungsversuche zu verhindern.

Mit der Natur der gebrauchten Gifte habe ich mich nicht beschäftigen können. Gewöhnlich handelt es sich um solche, die ganz langsam wirken. Mir genügt, dass ich seit 1913 gepulverte Tierkohle als Heilmittel in einer Reihe von Fällen erprobt habe. Sowie ich Verdacht hege, bekommt der Patient gepulverte Tierkohle — wenn solche nicht vorhanden ist, tut es auch gewöhnliche Holzkohle — in Wasser geschüttelt zu trinken. Verständnisvoll schaut mich Joseph an, wenn ich « das schwarze Medikament » bereite. Vielleicht sind wir einmal genug Aerzte hier, dass einer sich die Zeit zu Untersuchungen über die Gifte nehmen kann.

Auch mit unfreiwilligen Vergiftungen muss ich rechnen. Von den Wurzeln, Rinden und Blättern, die die Schwarzen gegen mancherlei Krankheit anwenden, haben manche die Eigenschaft, dass sie die Nieren stark reizen, andere, dass sie das Herz angreifen. Wird eine zu starke Menge verabreicht, so kommt das Leben in Gefahr. Wie gar manche Nierenerkrankung, bei der wir uns als machtlos bekennen müssen, geht auf einen eingenommenen Heiltrank zurück. Schlägt das Herz abnorm langsam, so ist anzunehmen, dass der Patient Samen des hier massenhaft vorkommenden Strophantusstrauches erhielt. Es gibt auch Tobsuchtsanfälle, die auf Vergiftung zurückgehen.

Europäer, die sich hier mit Heilmitteln der Eingeborenen behandeln lassen und dies unter Umständen schwer bezahlen, sind nicht so selten, wie man glauben möchte.

III.

Sommer 1925.

Während wir gerade alle Zimmer mit weissen Kranken besetzt haben, kommt die Anfrage, ob einer von uns nach Cap Lopez hinunter kommen könne. Der dortige Arzt leidet an einer schweren eitrigen Handverletzung, die ihn verhindert, einer europäischen Dame, die ihrer Entbindung entgegensieht, die erforderliche Pflege zu gewährleisten. Also fährt Herr Lauterburg am dreizehnten Mai den Fluss hinunter. Die Dame freilich lässt ihn einen Monat lang warten. Während dieser Zeit wird er viel von weissen und schwarzen Kranken in Anspruch genommen.

Am vierzehnten Mai kommt ein Italiener, ein Herr Boles, dem in dem Lagunengebiet südlich von Cap Lopez der Arm von einem Leoparden übel zugerichtet wurde. Er hatte ihn durch einen Schuss verletzt und folgte der Blutspur, die ihn in eine kleine mit Riedgras bewachsene Talmulde führte. In dem Augenblick als er den Leoparden so zu Gesicht bekam, dass er noch einmal auf ihn anlegen konnte, erblickten ihn auch die Schwarzen, die er bei dem Verfolgen der Fährte hinter sich gelassen hatte. Das laute Geschrei, das sie zur Warnung ihres Herrn erhoben, reizte den Leoparden, sodass er den Rückzug aufgab und auf den Italiener lossprang ehe dieser zum Schuss kam. Rückwärts gehend wehrte er ihn mit dem Kolben ab. Dabei kam er zu Fall, und das Tier verbiss sich in seinem Arm, bis die Schwarzen es mit den Lanzen erlegten.

Erst zehn Tage nach dem Unfall trifft der Italiener bei mir ein. Der Arm sieht übel aus und auch das Allgemeinbefinden gibt schon zu Besorgnis Anlass. Aber Methylviolettverbände nach ausreichender Eröffnung der Wunden, tun auch diesmal ihre Wirkung.

Yezu, der wegen eitriger Rippenfellentzündung operierte schlafkranke Bendjabi ist am Sterben. Wir sind sehr traurig, ihn nicht retten zu können. Auch der Tod eines andern Bendjabi namens N'Dunde geht uns sehr nahe. Er war lange hier und

weinte über jeden Toten, den man aus dem Spital zur letzten Ruhe trug. Todesfälle haben wir zurzeit leider sehr viele. Es hat schon Tage gegeben, an denen wir deren drei verzeichnen mussten. Das kommt daher, dass viele Patienten sterbend eingeliefert werden. Das Graben der Gräber womit wir bisher so viel Schwierigkeiten hatten, weil die Schwarzen sich nicht dazu hergeben wollen, wird nun besorgt, ohne dass wir uns aufzuregen brauchen. Wir haben nämlich darüber mit Dominik ein Abkommen getroffen. Für jedes Grab erhält dieser ein bestimmtes Geschenk. Dafür hat er die nötigen vier Leute aufzubringen und die Arbeit zu leiten. Diese vier geben auch die Leichenträger ab. Nach der Beerdigung bekommen sie ein Geschenk und eine besonders grosse Essensration. Ferner werden sie den ganzen Tag zu keiner andern Arbeit herangezogen.

Dass die Spitalinsassen den Toten das letzte Geleite geben, können wir nicht durchsetzen. Der Friedhof ist ihnen ein so unheimlicher Ort, dass sie sich das Betreten desselben nicht aufnötigen lassen.

Wie wunderbar ist unser Urwaldfriedhof! Herrliche Palmen beschatten ihn. Ausser dem Gesang der Vögel dringt kein Laut in diese Einsamkeit.

Särge für die gestorbenen Eingeborenen können wir nicht beschaffen. Wir haben weder die Bretter noch die Schreiner dazu. Sie werden in ein Tuch gehüllt, und in zusammengebundene Palmzweige gelegt, was einen grünen Sarg abgibt, der viel schöner ist als einer aus Brettern.

Ende Mai haben wir schon wieder einen Todesfall unter den weissen Patienten. Es ist ein Angestellter eines Holzhändlers, der im Coma zu uns gebracht wird.

Um dieselbe Zeit werden auch die beiden Dächer des neuen Hauses fertig. Ohne Herrn Schatzmanns Hülfe wären wir noch lange nicht so weit. Der Fussboden, die Bretterwände und die Türen bringt der schwarze Zimmermann zur Not allein fertig... wenn Holz dafür vorhanden ist.

Die grösste Handelsgesellschaft des Ogowegebietes trägt Herrn Schatzmann die Leitung aller ihrer Bauten an. Auf mein Zureden entschliesst er sich, die schöne und interessante Stelle anzunehmen. Viel lieber aber würde er mir ein ganzes Spital bauen.

In den ersten Junitagen ist der vom Leoparden misshandelte Italiener soweit hergestellt, dass er sich nach Cap Lopez, wo er sein Geschäft hat, zurückbegeben kann. Ich begleite ihn, um mich einige Zeit am Meer zu erholen. Seit einem Jahre habe ich auch nicht einen Tag ausgespannt.

Aus der Erholung wird aber nicht viel. N'Tschinda-N'Tschinda hat uns in Cap Lopez einen so guten Namen gemacht, dass ich fort und fort von Kranken in Anspruch genommen werde. Besonders viel zu tun geben mir im Hafen liegende Schiffe, auf denen Dysenterie ausgebrochen ist. Sie geht auf schmutziges Wasser zurück, das die Leute in einem Hafen südlich zu trinken bekamen.

Unterdessen verlieren wir einen Mann, der auf die Operation seines grosses Elephantiasistumors wartet. Eine Lungenentzündung rafft ihn dahin. Der Beginn der trockenen Jahreszeit ist die Zeit der Lungenentzündungen.

Auch ein Fall von Tetanus verläuft tödlich. Tetanus ist hier eine grosse Seltenheit.

Grosse Genugtuung bereitet es Herrn Nessmann und Herrn Lauterburg, dass eine Frau, die von einem Fisch gebissen wurde, und mit schwer infiziertem Arm zu ihnen kommt, von selbst um die Amputation bittet. Sie ist aus der Gegend, wo unser operierter Bendjabi den Leuten die Nützlichkeit der Amputation predigt. Auch sie wird geheilt.

Bei einer weissen Dame aus der Gegend von N'Gômô, die wegen Fieber und Kopfschmerz zu uns kommt, entdecken die beiden Aerzte Schlafkrankheit. Bei meiner Rückkehr ist die Patientin bereits auf dem Wege der Heilung.

Gleichzeitig ist eine andere weisse Dame zur Entbindung in unserem Spital und kehrt mit einem Knaben heim.

Eine Europäerin, die ich vor Monaten im Wochenbett gepflegt habe, kommt mit ihrem Kinde geisteskrank aus dem Innern, von ihrem Manne begleitet. Zum Glück sind jetzt bereits Zimmer im neuen Hause fertig, so dass ich sie bis zu ihrer Abfahrt nach Europa bei mir unterbringen kann. Es handelt sich um einen sehr schweren Fall.

* * *

Gegen Ende Juni häufen sich die Fälle von Dysenterie (Ruhr) in beängstigender Weise. Wir wissen nicht mehr wohin mit den Kranken. Bekanntlich gibt es zwei Arten von Ruhr, die sogenannte Amöbenruhr, die nur in den heissen Ländern vorkommt, und die Bazillenruhr, die überall heimisch ist.

Die Amöbenruhr wird durch Amöben, das heisst einzellige Lebewesen hervorgerufen, die sich im Dickdarm ansiedeln und sich in ihn hineinbohren, wodurch blutende Geschwüre ent-

stehen. Das Mittel gegen diese Dysenterie ist Emetin, ein Stoff, der aus der Ipecacuanharinde gewonnen wird und seit 1912 in Anwendung ist. Acht bis zehn Zentigramm Emetin in sterilem Wasser gelöst werden an mehreren Tagen hintereinander unter die Haut gespritzt. Nach einer Pause von mehreren Tagen erfolgt eine neue Kur. Zur Heilung sind mindestens zwei Gramm des ausserordentlich teuren Stoffes erforderlich.

Gegen die Bazillenruhr, die durch Bakterien hervorgerufen wird, sind wir nicht so gut gewappnet. Hier versucht man alles mögliche, aber ohne befriedigenden Erfolg.

Beide Arten von Ruhr treten auch miteinander auf. Früher herrschte hier hauptsächlich Amöbenruhr. Jetzt aber haben wir es sehr mit gemischter Ruhr zu tun, besonders bei den Leuten, die von den Holzplätzen kommen.

Welche Arbeit geben uns die Ruhrkranken, die sich nicht mehr bewegen können und alles beschmutzen, wo sie sitzen und liegen! Manchen muss sogar das Essen eingegeben werden, da sie zu kraftlos sind, den Löffel zum Munde zu führen. Doppelt schwer ist die Pflege dieser Armen, weil die Eingeborenen uns dabei nicht zur Hand gehen. Für Hantierung mit Ekel erregenden Dingen sind sie nicht zu haben. So müssen wir alles selbst tun. Findet sich einmal ein Schwarzer, der uns darin beisteht, so wird er mit Geschenken erdrückt und in Lob erstickt.

Unsere grosse Sorge ist, die Verseuchung des Spitals mit Ruhr zu verhindern. Wer Wasser oder Nahrung geniesst, die irgendwie durch Darmentleerung von Dysenteriekranken verunreinigt wurde, bekommt Ruhr. Wer seine Hand in verunreinigtem Wasser wäscht oder verunreinigte Erde damit berührt, kann Ruhr bekommen, wenn er mit den Fingern an den Mund kommt. Wer das Kochgeschirr in verunreinigtem Wasser putzt, kann sich ebenfalls anstecken.

Also heisst es darauf achten, dass die Dysenteriekranken nichts verunreinigen und nicht mit den anderen Kranken zusammenkommen. Ich sollte Baracken für sie allein haben. Aber ich habe sie nicht. Nicht einmal über den Platz, um welche zu bauen, verfüge ich. Das einzige, was ich tun kann, ist in den bestehenden Baracken Bretterverschläge für die Dysenteriekranken einzurichten. Sie dauernd in diesen, der Sonne und dem Licht kaum zugänglichen Gelassen zu halten, ist unmöglich. Sowie ich sie aber an die Sonne lasse, verunreinigen sie in gewissenlosester Weise alles, wohin sie kommen. Da helfen keine Vermahnungen, da versagt jede Aufsicht. Könnte ich nur einen eingezäunten Raum für sie schaffen!

Behandlung der tropischen Fussgeschwüre durch den zweiten Heilgehülfen Dominik vor der Verbandshütte des Spitals.

Zwei an Tropenruhr erkrankte Holzarbeiter, der etwas zurückstehende ist zudem mit Malaria-Bauchwassersucht behaftet.

Vergebens predigen wir den Leuten des Spitals Vorsicht. Sie sollen nur Wasser gebrauchen, das an der Quelle geholt wird. Aber der Fluss ist nur zwanzig Schritt weit, die Quelle aber über hundert. Also holt man Wasser am Fluss statt an der Quelle. Es ist verboten mit Dysenteriekranken gemeinsame Küche zu machen. Man kocht aber doch mit ihnen und isst aus dem Gefäss, in das sie mit ihren beschmutzten Fingern hineinfahren.

Ein wegen Fussgeschwür gepflegter Bendjabi hat unter den Dysenteriekranken einen Mann aus seiner Gegend entdeckt, dessen Lager und Kochtopf er nun teilt. Man holt ihn heraus und klärt ihn über die Gefahr auf. Am Abend ist er wieder im Verschlag der Dysenteriekranken. Immer wieder daraus entfernt, findet er immer wieder Mittel hineinzukommen. « Willst du dir den Tod holen? » frägt ihn Herr Nessmann. « Lieber bei dem Bruder sein und sterben als den Bruder nicht sehen, » lautete die Antwort. Das Heimweh ist stärker als die Angst vor dem Tode. Natürlich lässt sich die Dysenterie dieses Opfer nicht entgehen.

* * *

Seitdem wir zu dritt sind und dadurch Zeit finden, das Mikroskop ausgiebig zu Rate zu ziehen, stellen wir fest, dass die Hakenwurmkrankheit (Ankylostomiasis) hier viel verbreiteter ist, als wir glaubten. Bekanntlich wurde die Aufmerksamkeit erstmalig auf diese Krankheit gelenkt, als beim Graben des Gotthardtunnels viele Arbeiter an schwerer Blutarmut zu leiden anfingen. Als Ursache entdeckte man kleine Würmer von etwa einem Zentimeter Länge im Dünndarm. Nachher stellte sich heraus, dass diese Krankheit überall da vorkommt, wo Menschen in feuchter und der Kälte nicht ausgesetzter Erde hantieren, wie dies in Tunnels, Bergwerken und heissen Gegenden der Fall ist.

Merkwürdig ist der Weg, den die Infektion nimmt. Die Larve, aus der sich der Wurm entwickelt, lebt im Wasser oder in feuchter Erde. Aber nicht mit dem Trinkwasser durch den Mund, sondern durch die Haut hindurch dringt sie in den Körper des Menschen ein. Zuerst hält sie sich in der Lunge auf. Nachher siedelt sie in den Dünndarm über, wo sie sich zum Wurme entwickelt. Schutz gegen diese Erkrankung gibt es nicht. Man kann sie sich ja durch Waschen der Hände in scheinbar sauberem Wasser holen.

*

Der Verlauf der Infektion mit Ankylostoma-Parasiten ist durch Darmstörungen, zunehmende Schwäche und Blutarmut gekennzeichnet. Ständig verliert der Kranke Blut, durch die Verletzungen, die die an der Darmschleimhaut haftenden Würmer hervorrufen.

Wo also ein Kranker, ob weiss oder schwarz, über Blutarmut und Schwäche klagt, muss man feststellen, ob er nicht Träger dieser Parasiten ist. Zu diesem Zwecke untersucht man seine Darmentleerungen mit dem Mikroskop auf Eier dieses Wurmes. Die Eier finden sich darin sehr zahlreich. Die Würmer selbst sind viel seltener.

Wie schön, wenn sich der elende Zustand als Ankylostoma-Krankheit erklärt! Dies will ja heissen, dass das Uebel verhältnismässig einfach zu beheben ist. Durch mehrmaliges Einnehmen von Thymol oder Tetrachlorkohlenstoff werden die Würmer vertrieben und der Kranke blüht wieder auf. Dabei sind diese Mittel nicht einmal besonders teuer.

Aber die Behandlung erfordert Vorsicht. Der Patient, der Thymol bekommt, muss sich während der Kur des Alkohols und des Fettes enthalten, weil diese Stoffe das Thymol lösen. Thymol ist ein Gift. Da es sich aber in Wasser nicht löst, geht es durch den Darm ohne resorbiert zu werden. In Alkohol oder Aether gelöst, wird es resorbiert und entfaltet seine gefährlichen Eigenschaften. Darum wird jeder Kranke, der diese Kur bei uns durchmacht, für zwei oder drei Tage isoliert und streng beobachtet. Nicht einmal bei den Europäern kann ich sicher sein, dass sie von sich aus die Vorsichtsmassregeln beobachten. Einer von ihnen hat deswegen einmal eine sehr üble Herzschwäche erlebt. Zum Glück hatte ich ihn, meinem Grundsatz gemäss, ständig unter Augen und konnte rechtzeitig einschreiten.

Bei Tetrachlorkohlenstoff besteht die Gefahr darin, dass das Mittel nicht rein ist sondern noch Spuren von Schwefelkohlenstoff enthält.

* * *

Unsere durch das Zunehmen der Dysenterie sehr gedrückte Stimmung wird durch Nachrichten von schwerer Hungersnot flussaufwärts noch gedrückter. Vornehmlich sind die an Kamerun grenzenden, durch den Karawanenweg N'Djole-Boue-Makoku durchzogenen Gebiete betroffen. Die letzte Ursache dieser so schweren Hungersnot sind die Regen, die in der

trockenen Jahreszeit 1924 niedergingen. Sie verhinderten, dass der umgehauene Wald trocken wurde und verbrannt werden konnte. Die Gewohnheit aber will, dass man nur da pflanzt, wo man Wald abgebrannt hat. Damit sind Holz und Gestrüpp weggeschafft und der Boden durch Asche gedüngt. Macht Regen dieses Verfahren unmöglich, so legt man einfach keine Pflanzung an, unbekümmert um die Folgen. So wurde es dort oben gehalten, so auch bei uns. In unserer Gegend hat man als die Regen anhielten, nicht einmal den Wald umgehauen.

Dabei ist das Anlegen der Pflanzung durch die Regen gar nicht unmöglich, sondern nur beschwerlicher gemacht. Statt Holz und Gebüsch zu verbrennen, braucht man es bloss auf Haufen zusammenzutragen und auf den freien Plätzen zwischen den Stämmen und den Haufen zu pflanzen. Weil man sich dazu nicht entschloss, hat man jetzt keine Pflanzungen, die Frucht tragen.

Bei uns macht sich diese Tatsache nicht so empfindlich bemerkbar, weil auf der schiffbaren Strecke des Ogowe die Versorgung mit Reis aus Europa und Indien möglich ist. Im Innern aber, wo der Reis hunderte von Kilometern weit durch Träger herbeigeschafft werden müsste, kann er für die Ernährung der Bevölkerung nur in ganz beschränktem Masse in Betracht kommen. Darum ist dort schwere Hungersnot, während sie hier gelinde ist. Wäre beim Beginn der Hungersnot rechtzeitig Mais angepflanzt worden, so hätte das Schlimmste vermieden werden können. Mais kommt hier ausgezeichnet und trägt im vierten Monat schon Frucht. Als aber die Nahrungsmittel knapp wurden, assen die Eingeborenen den Mais, der hätte gesät werden sollen. Vollendet wurde das Unglück dadurch, dass die Leute der am schwersten betroffenen Gegenden in Gebiete zogen, in denen noch ein bisschen zu essen war und dort die Pflanzungen plünderten. Dadurch kamen auch diese ins Elend. Jetzt hat niemand mehr den Mut etwas zu pflanzen. Es wäre ja doch nur für die Räuber. Willenlos sitzen die Leute in den Dörfern und erwarten ihr Schicksal.

Dieser Mangel an Spannkraft und dieses Unvermögen sich an schwierige Verhältnisse anzupassen sind typisch für die Schwarzen Aequatorialafrikas und machen aus ihnen bemitleidenswerte Geschöpfe. Wohl ist keine Pflanzennahrung vorhanden. Aber im Wald und in den Steppen wäre Fleischnahrung zu holen. Zwanzig mit Buschmessern und Lanzen bewehrte Männer könnten eine Wildschweinhorde umstellen und ein Tier erbeuten. Die hiesigen Wildschweine sind viel weniger gefährlich als die europäischen. Aber die hungernden Schwarzen

tun solches nicht, sondern bleiben in den Hütten sitzen und erwarten den Tod, weil eben Hungersnot ist. Hier gilt nicht « Not macht erfinderisch », sondern « Not macht blöde ».

Ein Herr aus dem Hungergebiet, so wird mir erzählt, hat einen schwarzen Jäger, der mit seinem Gewehr viel erlegt. Statt bei Ausbruch der Hungersnot mit vermehrtem Eifer auf die Jagd zu gehen, hockt er mit den andern in der Hütte, um mit ihnen Hungers zu sterben, wo er sie mit der Munition, die ihm sein Herr zur Verfügung stellt, erretten könnte. Bananen und Maniok gehören zur Nahrung. Also kann man ohne sie nicht leben. Durch diese Logik hypnotisiert, liefern sich jetzt Hunderte und Hunderte dort eben dem Tode aus.

* * *

Ende Juli erneuere ich das Blätterdach meines Wohnhauses, das durch unzählige grosse und kleine Löcher Sonne und Regen durchlässt. Die dazu erforderlichen dreitausend Blätterziegel haben wir im Verlauf der letzten Monate zusammengebracht. Das Verdienst dabei kommt Herrn Nessmann zu, der das Talent hat, den Patienten den Blätterziegeltribut noch überzeugender ans Herz zu legen als ich.

Wo aber die dreissig Leute hernehmen, die zu dieser Dachdeckerarbeit nötig sind? Im Spital haben wir zurzeit fast nur Schwerkranke und Ganzinvalide. Auf gut Glück entschliesse ich mich am Sonntag nachmittag in die Dörfer jenseits des Flusses zu gehen, ob ich Leute finde. Meine Hoffnung ist gering, denn es ist die Zeit, wo alle Männer auf den Holzplätzen in den Wäldern sind. Aber siehe da, eines grossen Palavers wegen sind sie in die Dörfer zurückgekommen. Ich treffe sie wie sie unter einem grossen Baume dem schwarzen Advokaten zuhören. Von Gruppe zu Gruppe gehend überrede ich einige, mir gleich am Montag für das Dach zu Hilfe zu kommen. Meinen Weg fortsetzend, stosse ich auf die Ruderer von Herrn Bochowiak, die ganz trübselig dasitzen. Ein Nilpferd hat in der vergangenen Nacht, als sie auf dem Wege nach Lambarene waren, ihr Boot umgeworfen. Wäre das Unglück nicht in der Nähe einer Sandbank geschehen, so wären sie alle ertrunken, da sie aus dem Innern sind und nicht schwimmen können. Jetzt haben sie eine solche Angst vor dem Wasser und den Nilpferden, dass es mir nicht schwer wird, sie zu überreden für ein oder zwei Tage auf meinem Dache in Sicherheit zu sein und dabei ein Geschenk zu verdienen. Bei dem Unfall ist ihre ganze Habe im Wasser verloren gegangen.

Also wird das Dach am Montag in Angriff genommen und in einigen Tagen umgedeckt. Nachher werden unsere Canoes ans Land gezogen, um ausgebessert und neu geteert zu werden. Alle diese Arbeiten müssen noch in der trockenen Jahreszeit vor sich gehen. « Jetzt ist jeder Tag drei Tage wert », sagt Frater Silvanus von der katholischen Mission, der uns so freundlich mit Gemüse aus seinem grossen Garten versorgt. Wir haben ja keinen Platz, um einen Garten anzulegen und vorläufig auch keine Zeit, um einen zu bepflanzen. Leider sind es nur wenige Wochen, in denen uns Frater Silvanus mit Gemüse, Bohnen und Kohl beglücken kann. Der Garten trägt nur während der trockenen Jahreszeit. In der Regenzeit muss er brach liegen, weil Gemüse und Kohl in der grossen heissen Nässe nicht gedeihen.

Anfangs August geht Herr Nessmann zur Erholung auf drei Wochen nach Cap Lopez hinunter. Ein kleiner Flussdampfer nimmt ihn mit. Ueberall wo sie anlegen, wird er von ehemaligen Patienten begrüsst und von neuem in Anspruch genommen. In Cap Lopez geht er zu den norwegischen Walfischfängern, die in dieser Jahreszeit dort ihrem Gewerbe obliegen. Jetzt kommen nämlich die Wale aus dem südlichen Meere bis an den Aequator, um der Kälte zu entgehen. Auf der südlichen Halbkugel ist es zurzeit ja Winter. Südwind bringt uns Kühle zu.

Dieser Tage trifft aus dem Innern ein Mann mit einem grossen Elephantiasistumor ein, um sich operieren zu lassen. Tippoy, so ist sein Name, hat sich an die fünfhundert Kilometer weit hergeschleppt. Er kann nur in ganz kleinen Schritten gehen. Streckenweise führte sein Weg durch das Hungergebiet.

Ein Mann, den wir von einem solchen Tumor befreit hatten, jagt den Leuten seines Dorfes Schrecken ein. Wie er leichten Schrittes und verjüngt wieder unter sie tritt, meinen sie es sei sein Geist und laufen auseinander. Er erzählt es uns selber, als er uns eine Ziege zum Geschenk und neue Patienten zum Operieren zuführt.

Ganz dankbar freilich sind nicht alle Elephantiasispatienten, die bei uns Hülfe gefunden haben. Einer von ihnen wird von Dominik angehalten, wie er sich mit einer Decke und einem Moskitonetz des Spitals am Sonntag nachmittag davonmachen will.

Anfang September kommt wieder ein Europäer mit beginnender Schlafkrankheit zu uns. Der Fall ist ausserordentlich interessant, weil der Patient erst seit dreieinhalb Wochen in der Gegend ist und vorher nie in einer Kolonie weilte. Hier ist also sicher, dass die Infektion ganz kurz zurückliegt. Dabei

sieht der Herr schon ganz verfallen aus. Er trägt die Leidensmaske, die für den Gesichtsausdruck bei fortgeschrittener Schlafkrankheit charakteristisch ist. Einen so stürmischen Verlauf der Krankheit habe ich noch nie beobachtet. Nach dreiwöchentlicher Behandlung fühlt er sich wie neugeboren.

Eine solche ans Wunder grenzende Heilung gibt wieder neuen Mut zur Arbeit. Wir brauchen ihn. Durch die noch immer zunehmende Dysenterie gestaltet sich die Tätigkeit im Spital immer schwieriger. Wir sind alle erschöpft und entmutigt. Vergebens suchen wir die Verseuchung des Spitals aufzuhalten. Schon haben mehrere Patienten, die wegen anderer Krankheiten kamen, bei uns Dysenterie bekommen. Einige davon konnten wir nicht retten. Auch Operierte, die gerade entlassen werden sollten, haben dasselbe Schicksal gehabt. Mit welcher Angst fragen wir jeden Morgen in der Baracke der Operierten nach, ob sich bei niemand Durchfall eingestellt hat! Wenn jemand vertrauensvoll kommt, sich unserm Messer anzuvertrauen, wird mir bange. Wird er nicht ein Opfer der Dysenterie werden?

Vergebens reiben wir uns auf, die Polizei im Spital zu machen, damit die zur Vermeidung der Dysenterie erlassenen Vorschriften einigermassen befolgt werden. Die Verständnislosigkeit unserer Wilden für derlei Dinge macht alle unsere Bemühungen illusorisch. Eines Abends treffe ich eine Frau, die beim Landungsfloss, wo das Wasser am schlimmsten verunreinigt ist, eine Flasche füllt. Es ist die Frau eines Operierten, die Trinkwasser für ihren Mann holt. Sie benutzt die Dunkelheit, um am verbotenen Orte zu schöpfen. Die Quelle ist ihr zu weit.

Das Schlimmste ist, dass die Kranken jetzt anfangen ihre Dysenterie zu verheimlichen. Sie wollen nicht unter Aufsicht stehen und in ihrer Freiheit behindert sein. Die andern Kranken verraten sie nicht, sondern helfen mit, uns in Unkenntnis zu erhalten. Bei einem frisch Operierten stellt sich heraus, dass er Dysenterie hat. Er hatte sie schon vorher, verheimlichte es aber, weil er wohl wusste, dass wir keine Leute mit Dysenterie operieren.

Durch die Mehrarbeit, die uns die Dysenteriekranken bereiten, ist unser Personal ganz erschöpft. Erstaunlich ist, dass die Heilgehilfen überhaupt noch mitmachen. Mit so nervösen Aerzten zu arbeiten, wie wir es sind, ist wirklich keine Lust.

Natürlich benutzen die Bendjabis die Zeit, wo wir so viel Arbeit und Sorge haben, um sich von ihrer schlimmsten Seite zu zeigen.

Eines Tages, in der Verzweiflung über Leute, die eben wieder unreines Wasser geschöpft haben, lasse ich mich im Consultationszimmer auf einen Stuhl fallen und stöhne: « Was bin ich doch für ein Dummkopf, dass ich der Doktor solcher Wilden geworden bin! » Mild lässt sich Joseph vernehmen: « Ja, auf Erden bist du ein grosser Dummkopf, aber nicht im Himmel. » Er liebt es Sentenzen von sich zu geben. Wenn er uns nur in den Massnahmen gegen die Ausbreitung der Dysenterie besser unterstützte.

In dieser schweren Zeit verlässt mich Minköe, der angehende Heilgehilfe, der vorerst noch als Vorarbeiter beim Bauen und Einrichten der Krankenbaracken mitzutun hat. Er findet, dass diese Beschäftigung unter seiner Würde ist. Auch haben ihm Leute eingeredet, dass ein so begabter Jüngling nicht als Handlanger und Heilgehilfe beim Doktor verkümmern dürfe. Also entschliesst er sich die «Höhere Schule» zu besuchen, die im November hier ihre Pforten auftun wird. Um die bevorstehende Weisheit gut aufnehmen zu können, muss er aber vorerst noch seinen Kopf ausruhen lassen. Darum verlässt er mich schon jetzt, wo wir alle Hände voll zu tun haben, wenn wir die dringendsten Arbeiten noch vor Einbruch der Regenzeit fertig bringen wollen. Während er die Laufbahn der Intellektuellen beschreitet, muss ich mich nun wieder ganz um die Beschaffung von Hartholzknüppeln und Bambus bekümmern und tagelang an seiner Stelle Hammer und Säge führen.

Trotz des Schmerzes, den er mir antut, bewahre ich ihm ein gutes Andenken. Er hat mir treu gedient und sich für das, was ich in den Tagen seiner Krankheit für ihn tat, dankbar gezeigt.

Der schwarze Zimmermann hält aus. Der Raum für die Reserveapotheke ist fertig und auch bereits mit Schäften ausgestattet. Nun können die vielen Kisten mit den Vorräten an Medikamenten ausgepackt werden. An Josephs Zimmer fehlen nur noch Türen und Läden.

Bereits muss ich wieder neue Bestellungen machen. Es kann ja über ein halbes Jahr dauern, bis sie ankommen. Ueberdies setzt zurzeit eine derartige Preissteigerung ein, dass ich gut tue, mich baldigst und für möglichst lange mit allem Notwendigen zu versehen. Darum kaufe ich jetzt auch bedeutende Quantitäten Wellblech ein. Mit der Zeit will ich auf allen Gebäuden des Spitals die Blätterdächer durch Wellblechdächer ersetzen. Blätterdächer müssen alle drei Jahre erneuert und ständig unterhalten werden. Im Laufe von wenigen Jahren gibt

man dann gerade so viel aus, als wenn man Wellblech genommen hätte, und hat obendrein noch die Mühe der Beschaffung von Blätterziegeln gehabt. Wie viel Stunden brachte Herr Nessmann mit dem Parlamentieren für die Blätterziegel des Daches unseres Wohnhauses hin! Wieviel Rudermannschaften mussten wir ernähren und beschenken, um dieses Material herzuschaffen!

Mitte September gehen schon die ersten Regen nieder. Jetzt heisst es alles Bauholz ins Trockene bringen. Da wir gerade fast keine arbeitsfähigen Männer im Spital haben, schleppe ich selber Balken und Bretter mit zwei Getreuen. Dabei kommt mir ein Schwarzer in weissen Kleidern zu Gesicht, der als Besuch bei einem Kranken sitzt. « Heda, Kamerad, » rufe ich, « willst du uns nicht ein bisschen helfen? » « Ich bin ein Intellektueller und trage kein Holz, » lautete die Antwort. « Hast du Glück, » erwiderte ich. « Auch ich wollte ein Intellektueller werden, aber es ist mir nicht gelungen. »

IV.

Herbst 1925.

Zum Elend der Dysenterie kommt nun noch ein anderes: die Hungersnot. Tatsächlich existiert sie seit Beginn des Sommers. Aber sie wurde durch die Reiszufuhr verdeckt. Nun stockt diese, und alsbald ist die Not da.

Schon im Verlaufe der letzten Monate wurde der Reis knapp. Man dachte aber, dass es vorübergehend sei. Seit Ende September ist der Ernst der Situation aber nicht mehr zu verkennen.

An dem unheilvollen Reismangel sind mehrere Umstände Schuld. Zunächst einmal haben die hiesigen Kaufleute den Ausfall von Bananen und Manioknahrung, der infolge des im vorherigen Jahre unterbliebenen Anpflanzens unvermeidlich war, nicht richtig eingeschätzt und dabei von vornherein viel zu wenig Reis bestellt. Sodann hat ein Schiff, das mehrere tausend Tonnen Reis für die afrikanische Westküste trug, Havarie gehabt, wobei die Ladung nass wurde und verdarb. Andere Schiffe, auch mit Reis befrachtet, verlieren, wie man meldet, durch ungünstiges Wetter viel Zeit beim Löschen auf den schlechten afrikanischen Reeden. Statt jetzt da zu sein, werden sie erst in Wochen eintreffen. Der so gegebene grosse Ausfall von Reis kann vor Monaten nicht gedeckt werden. Die einsetzende Panik und die damit gegebene stürmische Nachfrage nach der kostbaren Ware machen die Sache nur noch schlimmer.

Am übelsten daran sind die kleinen Holzhändler, die sich auf regelmässige monatliche Lieferungen verliessen und auf ihren fernen Posten von dem Unheil erst erfuhren, als es schon da war.

Die Ernährung der Kranken des Spitals ist vorläufig gesichert. Im Juni und Juli, bei den ersten Anzeichen von Reisknappheit, und auch in Erwartung der Preissteigerung, haben wir uns auf alle Fälle einen eisernen Vorrat von zweitausendfünfhundert Kilo zugelegt. Im Vertrauen auf die Treue der Freunde in Europa wagten wir den grossen Kauf. Ohne die

durch das neue Haus gebotenen Räume, hätte ich nicht an die Aufstapelung so vieler Reissäcke denken dürfen. Ohne das Motorboot hätte ich sie nicht in der gebotenen Eile transportieren können. So wie der Reis gekauft war, musste er nämlich auch abgeholt werden. Sonst lief er Gefahr nachträglich anderweitig noch einmal vergeben zu werden. Mit unserem Vorrat, um den wir allerorts beneidet werden, halten wir uns so gut es gehen will über Wasser. Sowie man von ferne das Tuten eines Dampfers oder Dämpferchens hört, fahre ich mit dem Motorboot in den grossen Flussarm hinüber, wo die Faktoreien sind, um bei der Teilung des etwa angekommenen Reises mit berücksichtigt zu werden. Ach, wie oft bringt das Schiff alles mögliche, nur keinen Reis!

Langsam erschöpft sich unser nicht mehr genügend erneuerter Vorrat. Die Zahl der täglich zu beherbergenden und zu ernährenden Kranken ist ja von Monat zu Monat gestiegen und nach und nach auf hundertundzwanzig und darüber hinausgegangen. Dazu das Personal. Sechzig bis achtzig Kilo Reis müssen wir im Tage rechnen, wenn nicht mehr. Bananen sind ja überhaupt keine mehr zu finden. Mehrmals kommt es uns vor, dass wir nur noch für einige Tage versehen sind. Immer aber gelingt es mir im letzten Augenblick irgendwo etwas Reis aufzutreiben. Das Hauptverdienst dabei kommt dem Motorboot zu.

Wie die Auflösung des Spitals vor sich zu gehen hätte, wenn unsere Vorräte vollständig zu Ende wären, kann ich mir nicht ausdenken. Viele Kranke sind hundert oder hundertfünfzig Kilometer von hier zu Hause, wenn sie nicht noch weiter weg wohnen. Eine Möglichkeit sie heimzuschaffen sehe ich nicht. Ich bringe es nicht einmal fertig, geheilte Kranke so schnell als wünschenswert wäre, loszuwerden. Gar mancher fällt uns und unseren Reisvorräten noch acht bis zehn Tage zur Last, bis sich endlich ein Canoe oder ein Motorboot findet, das in seine Gegend fährt. Sie haben es auch gar nicht eilig, von hier fortzukommen. Draussen lauert der Hunger auf sie.

Auf den Holzplätzen sieht es schlimm aus. Auf den meisten ruht die Arbeit. Die Bendjabis ziehen im Wald herum und suchen mit Beeren, Pilzen, Wurzeln, wildem Honig, Palmnüssen und Ananas ihr Leben zu fristen. Ananas wachsen hier ja wild. Manchmal stösst der Trupp auch auf eine aufgegebene Maniokpflanzung, in der er noch nach Maniokknollen graben kann. Ende November tragen dann die Mangobäume Frucht. Sie sind überall zu finden, wo einst Dörfer standen. Im Dezember fängt der Mais, der gleich in den ersten September-

tagen gesät wurde, an Frucht zu tragen. Auf Bananen ist vor Februar nicht zu zählen.

Erfreulich ist, wie die Holzhändler sich gegenseitig aushelfen. Gar mancher, der sich gerade einige Säcke Reis verschaffen konnte, gibt dem Nachbar davon ab, obwohl dieser sein Konkurrent ist. Ich selber helfe der Mission zu Samkita, zwei befreundeten Holzhändlern und einer englischen Faktorei aus.

Nicht wenig Reis geht leider durch Kentern von Canoes verloren. Die kleinen Dampfer, die früher den Holzhändlern den Reis brachten, fahren nicht mehr, weil zu geringe und zu unregelmässige Fracht für sie da ist. So schickt man denn Canoes von weither nach Lambarene, die der Zufälligkeit des Wetters und dem Leichtsinn der Schwarzen ausgesetzt sind.

Was für wandelnde Skelette bekommen wir jetzt ins Spital geliefert! Die Dysenterie nimmt immer noch zu. Wie zu erwarten, kommen auch Pilzvergiftungen vor. Dass auch der wilde Honig gefährlich sein könne, erfahren wir als etwas Neues. Von verschiedenen Holzplätzen werden uns in Serien auftretende schwere Erkrankungen und plötzliche Todesfälle gemeldet. Pilze kommen nicht in Frage, weil die Leute keine gegessen haben. Und doch muss es eine Nahrungsmittelvergiftung sein, weil gewöhnlich diejenigen, die miteinander auf die Suche in den Wald gehen, daran erkranken. Ein Holzhändler bringt uns auf die Spur. Er stellt fest, dass auf seinem Holzplatz die so rätselhaft Erkrankten sämtlich wilden Honig gegessen haben. Erkundigungen, die wir daraufhin einziehen, ergeben, dass es sich um Honig einer besonderen kleinen Bienenart handelt, die in hohlen Stämmen und vorzugsweise in den dort anzutreffenden Nestern einer besonderen Ameisenart haust. Der Honig ist schädlich, weil er Ameisensäure enthält. Diese kann schwere Nierenentzündung hervorrufen. Besonders gefährlich ist der Honig für die Wilden dadurch, dass sie ihn in sehr grosser Menge essen und die Waben und allen anhängenden Schmutz aus dem Ameisennest mit hinunterschlingen. Zwei Kranke mit Honigvergiftung, die uns von jenem Holzplatze zukamen, können gerettet werden, weil sie bei der Verteilung zu kurz kamen. Ihre Nierenentzündung heilt aus.

Leider fehlt uns die Zeit, dieser interessanten Frage nachzugehen. Nach Kräften verbreiten wir in dieser Gegend, dass man jenen Honig, der viel dunkler ist als der gewöhnliche wilde Honig, meiden solle. Wird sich ein Bendjabi finden, der darauf hört?

* *
*

Mitte Oktober trifft Fräulein Emma Hausknecht, als zweite Pflegerin ein. Bisher war sie Lehrerin im Elsass. Ich kenne sie schon längere Zeit. Vor Jahren bereits hat sie mir ihre Mitarbeit angeboten.

Die neue Pflegerin übernimmt den Haushalt und die weissen Kranken. Damit wird Fräulein Kottmann ganz für das Spital unten frei.

Welche Beruhigung für uns, dass jetzt jemand da ist, der ein Auge auf die Kranken hat und überall nach dem Rechten sieht! Wir selber kommen ja unter Tags fast nicht aus dem Untersuchungszimmer und der Apotheke heraus. Jetzt ist dafür gesorgt, dass die Dysenteriekranken ihre Suppe erhalten und ihre Lager gereinigt bekommen. Jetzt wird danach geschaut, ob die Kranken haben was sie brauchen. Alle Palaver, die im Spital vorkommen, werden nun Fräulein Kottmann vorgetragen und von ihr entschieden. Regelmässig überwacht sie das Austeilen der Essensration, das bisher allzuoft Dominik allein überlassen blieb. Sie kümmert sich darum, dass ständig Feuer unter unserem Vorrat getrockneter Fische unterhalten wird, damit sie nicht verderben und keine Maden hineinkommen. Morgens gibt sie die für die laufenden Arbeiten erforderlichen Schaufeln und Aexte und Buschmesser aus. Abends überzählt sie, ob alle wieder zurückkamen. Auch die Aufsicht über die Canoes liegt ihr ob. Sie hat das Getüch und die Verbandstoffe unter sich und stellt die Leute zum Waschen an. An den Operationstagen ist sie Operationsschwester.

Dass so nach und nach Ordnung in den Spitalbetrieb kommt, könnte uns neuen Mut zur Arbeit geben, wenn die durch Platzmangel, Dysenterie und Hungersnot geschaffenen Verhältnisse nicht so trostlos wären. Von Tag zu Tag wird das Uebel schlimmer. Immer weiter schreitet die Verseuchung des Spitals mit Dysenterie fort. Fast jeden Tag wird ein neuer Kranker entdeckt, der sich angesteckt hat. Und immer noch werden Dysenteriekranke eingeliefert. Letzhin an einem Morgen nahmen wir sechs auf einmal auf.

Ohne dass ich mehr etwas dagegen vermag, schlagen meine Ueberlegungen eine Richtung ein, in der ich ihnen nicht folgen möchte und doch muss. Die Verlegung des Spitals, gegen die ich mich seit meiner Rückkehr sträube und gegen die ich die Tatsache anrief, dass ich dafür weder Baumaterial noch Arbeitskräfte habe, wird mir nun durch andere, neu auftretende Tatsachen aufgedrängt. Was tue ich denn seit Monaten anderes, als dass ich mich darüber hinwegzusetzen versuche,

dass der Platz, der für das frühere Spital von vierzig Kranken genügte, für eins von mehr denn hundertundzwanzig nicht ausreichen kann!

Weil der Platz zu klein ist, kann ich die Dysenteriekranken von den anderen Patienten nicht in erforderlicher Weise absondern. Aus demselben Grunde kann ich für die armen Geisteskranken nicht tun, was ich sollte. Die Zelle, die ich für sie habe — ein dunkles Loch ohne Fenster — liegt inmitten der Behausungen der Kranken. Ueber einen abgeschlossenen Raum mit Licht und Sonne verfüge ich nicht. Lärmende Geisteskranke kann ich auf die Dauer nicht beherbergen, weil die anderen Patienten es neben ihnen nicht aushalten. Ich muss sie also gebunden in ihr Dorf zurückbringen lassen, wo sie unter Umständen zu Tode gemartert werden, während sie in meiner Pflege vielleicht gesund würden. Was ich in solchen Fällen leide, habe ich nicht einmal meine Helfer hier ahnen lassen. Hätte ich ein grösseres Baugelände, so könnte ich die Geisteskranken fernab von den anderen Kranken unterbringen und meine Pflicht auch an ihnen erfüllen.

Dass wir zum Untersuchen und zur Behandlung der Kranken viel zu wenig und viel zu kleine Räume haben, nehmen meine Helfer ebenso gelassen hin, wie ich, weil wir keine Ansprüche machen. Aber die Tatsache, dass hundertundzwanzig Kranke zu besorgen sind statt vierzig, und dass sich drei Aerzte betätigen statt eines, schaffen wir damit nicht aus der Welt. Vor allem fehlt ein Raum für die vielen Verbände, die täglich zu machen sind. Sie müssen im Freien vorgenommen werden, was für die Verbindenden und für die zu Verbindenden grosse Unzuträglichkeiten mit sich bringt und gegen alle Grundsätze der Medizin verstösst. Wir haben keinen Raum für septische Operationen, keinen für Bakteriologie, keinen für mikroskopische Untersuchungen! Unsere ganze Tätigkeit spielt sich in zwei Zimmern von vier Metern Länge und vier Metern Breite ab, von denen das eine als Apotheke dient, während das andere zugleich Laboratorium und Sterilisationsraum ist. In dem Zimmer, in dem wir Kranke untersuchen, macht Joseph die Einspritzungen, wickeln zwei Schwarze Binden, und putzen zwei andere Fläschchen. Das ist ein Stossen und Drängen wie auf dem Jahrmarkt. Wie sehr unsere Arbeit durch diese Zustände beeinträchtigt wird und wie viel Ermüdung und Nervosität davon herrührt, suchen wir uns vergebens auszureden.

In den Baracken ist der Platzmangel, auch abgesehen von der Dysenteriesorge, betrüblich. Wir können die Sterbenden nicht für sich legen. Nicht einmal einen Platz für die Toten

haben wir. Sie bleiben in Krankenbaracken, bis sie auf den Friedhof getragen werden.

Unser Personal kann ich nicht richtig unterbringen. Von Joseph und dem Koch Aloys abgesehen, hausen sie in Winkeln und Verschlägen. Um sie zu halten, verspreche ich ihnen, dass ich sie einmal menschenwürdig wohnen lassen werde. Wie dies aber werden soll, ist mir selber dunkel. Könnte ich meinen Angestellten gute Unterkunft bieten, so fände ich, trotz der nicht leichten Arbeit, die Heilgehilfen, deren Fehlen uns in der Arbeit so behindert.

Die Feuersgefahr für unser Spital ist so gross, dass wir uns gar nicht über sie hinwegzutäuschen suchen. Unsere Krankenbaracken und alle unsere Gebäulichkeiten sind derart ineinandergeschoben, dass beim Ausbruch eines Brandes gleich alles rettungslos in Flammen stehen würde.

Soll ich da der Dysenterie zürnen, dass sie mich so unbarmherzig auf das Unzureichende meines Platzes und meiner Gebäulichkeiten stösst?

Die Hungersnot ihrerseits mahnt mich daran, dass es ein ungesunder und gefährlicher Zustand ist, wenn ein Unternehmen, wie mein Spital, nicht auf eigenem Boden steht und nicht von einem Stück Land zum Anbau von Lebensmitteln umgeben ist. Hätte ich zu Anfang des Sommers, als die Hungersnot am Horizont aufstieg, Mais anpflanzen können, so wäre ich jetzt imstande, die Kranken zu einem Teil mit Mais zu ernähren!

In meinem Spital finden sich wohl immer zwanzig oder dreissig Leute, die etwas leichte Feldarbeit verrichten können. Da sind zuerst die Begleitpersonen der Kranken, die ich ja sowieso ernähren muss. Warum sollen sie untätig dasitzen? Wenn sie durch etwas Feldarbeit ihre Ration und die ihres kranken Angehörigen zu einem Teil abverdienen, ist dies nur recht und billig. Dazu kommen soundso viele Leichtkranke und Genesende, denen etwas Arbeit auch nichts schadet. Kranke mit Fussgeschwüren, die in Ueberhäutung begriffen sind, haben oft so wenig Beschwerden mehr, dass sie gut einige Stunden beschäftigt werden können. Also bleibt gar manche Arbeitskraft in meinem Spital ungenutzt, weil es kein Land hat.

Bisher hatte diese Ueberlegung kein so grosses Gewicht. Bei vierzig Kranken kamen die verfügbaren Arbeitskräfte viel weniger in Betracht als jetzt, wo es hundertundzwanzig sind. Auch hatte der Gedanke, sich neben dem Spital noch mit einem landwirtschaftlichen Betrieb zu belasten, nichts Verlockendes, solange man sich noch irgendwie Bananen und Maniok ver-

schaffen konnte. Jetzt aber, da Hungersnot herrscht und je mehr und mehr klar wird, dass sie in diesem Lande ein chronisches Uebel bleiben wird, bekommt die Sache ein anderes Gesicht. Um zu bestehen, muss das Spital mindestens einen Teil seiner Nahrungsmittel selber hervorbringen. Es geht nicht an, dass wir weiterhin immer auf eingeführten Reis angewiesen bleiben. Dieser kommt viel zu teuer. Und es ist ja nicht einmal sicher, dass immer Reis zur Verfügung steht, wie wir dies ja eben jetzt zur Genüge erfahren. Zudem ertragen die Kranken die ausschliessliche Reiskost nicht. Viele kommen ja gerade als Opfer des Reises zu uns. Bananen und Mais sind also auch eine medizinische Notwendigkeit für das Spital.

Bei jeder Gelegenheit halte ich den Insassen des Spitals vor, dass ich die Gaben der Freunde jenseits des Meeres, von denen es lebt, nur unter der Bedingung annehmen darf, dass die Eingeborenen hier ihrerseits alles, was in ihren Kräften steht, für das Spital leisten, sei es in Geld, seien es Naturallieferungen, sei es in Arbeit. Diesen Grundsatz kehren wir mit Hartnäckigkeit heraus. Den Einsichtigen wird es dargelegt, den anderen auferlegt. Aerzte und Pflegerinnen sind wir darin miteinander einig. Wir wollen den Gebern des Werkes gegenüber ein gutes Gewissen haben. Das über Erwarten in die Weite und die Breite gegangene Spital braucht viel. Da soll aber kein Groschen mehr aufgewendet werden, als nötig ist. Was die Leute der Umgegend und die Spitalinsassen leisten können, müssen sie aufbringen.

Eine Pflanzung neben dem Spital, gibt so vielen, die sonst nichts als Entgelt für erhaltene Pflege bieten können, Gelegenheit, durch Arbeit Lebensmittel zu schaffen und damit Geld zu ersparen, das für Reis ausgegeben werden müsste.

So kommt im Verlaufe des Oktober der Entschluss bei mir zum Durchbruch, das Spital auf einen grösseren Platz und auf eigenen Grund und Boden zu verlegen, und zwar möglichst bald. Bereits habe ich ja das Wellblech für die Dächer, Es sollte zum Verdecken der Baracken des alten Spitals dienen. Nun wird es für die Gebäulichkeiten des neuen verwandt. An Arbeitskräften wird es mir jetzt nicht fehlen. Wer Reis hat, findet zurzeit Arbeiter. Wie zahm sind heute die Spitalinsassen gegen früher! Sie gehen den Dienstleistungen nicht mehr aus dem Wege, sondern bieten sich dazu an, weil die, die etwas tun, mehr zu essen bekommen als die anderen.

Auch die zunehmende Teuerung redet ihr gewichtiges Wort mit. Ist überhaupt mit dem Falle zu rechnen, dass das Spital einmal verlegt werden muss, so ist jetzt der letztmög-

liche Augenblick dafür. Was in drei Monaten gebaut wird, kommt sicherlich schon bedeutend teurer als was heute entsteht. Also muss ich jetzt an die Arbeit oder für immer auf die Verlegung des Spitals verzichten.

Den gefassten Entschluss trage ich stumm in mir herum. Auf Fahrten, die ich allein unternehme, besehe ich das Stück Land, das für meine Pläne einzig in Betracht kommen kann. Es liegt drei Kilometer stromaufwärts von hier, auf dem gleichen Ufer, und zwar an der Stelle, wo der Ogowe sich in die beiden Arme teilt. Dort standen einst grosse Dörfer. N'Kombe, der « Sonnenkönig » — auch in Afrika gab es Sonnenkönige! — wohnte daselbst. Das Land war also früher bepflanzt. Der Wald, der es jetzt bedeckt, ist verhältnismässig jung und die Rodungsarbeit dementsprechend leicht. Weil hier früher Wohnungen und Pflanzungen waren, finden sich allenthalben Oelpalmen.

Eine geräumige Talmulde in der Nähe des Flusses gibt einen guten Platz für das Spital ab. Die sanften Hügel darüber sind für unsere Wohnhäuser wie geschaffen.

Wie gar manchmal war ich schon auf diesem Platze, auf den mich Herr Missionar Morel schon bei meinem ersten Aufenthalte aufmerksam machte. Gleich am Tage nach meiner Rückkehr suchte ich ihn auf, und bedauerte, nicht in der Lage zu sein, das Spital hier neu entstehen zu lassen, statt mich in seinen Ruinen anzusiedeln. Nun komme ich wieder als einer, der von Dysenterie und Hungersnot gezwungen wird, sich dennoch hier niederzulassen.

Dem Gesuch um Bewilligung des Geländes kommt der Bezirkshauptmann in der freundlichsten Weise entgegen. Die zu erledigenden Formalitäten werden Monate beanspruchen. Aber in Anbetracht der besonderen Umstände und da wohl von keiner Seite Einspruch zu erwarten ist, wird es mir provisorisch zur Verfügung gestellt. Ich erhalte etwa siebenzig Hektar Wald und Busch als « Concession ». Dies bedeutet, dass das Land Staatseigentum bleibt, aber mir zum Bauen und zum Bepflanzen überlassen wird. Was davon bebaut und bepflanzt ist, wird dann Besitz. Der Rest verbleibt dem Staate. Eine andere Art des Landerwerbs gibt es in der Kolonie nicht.

Bei meiner Heimkehr vom Bezirkshauptmann rufe ich die Aerzte und die Pflegerinnen zusammen und eröffne ihnen, was im Gange ist. Zuerst sind sie starr vor Ueberraschung. Nachher brechen sie in Jubel aus. Ueberzeugt brauchen sie gar nicht zu werden. Sie sind es von vornherein mehr denn ich. Nur

wundern wir uns miteinander, wo wir den Mut zu der Sache her haben. Erstaunt schauen uns die Schwarzen an. Solches Gestikulieren und Durcheinanderreden sind sie an uns nicht gewohnt.

Ich aber denke an das Opfer, das meine Frau und mein Kind für die Verlegung des Spitals bringen müssen. Für Ende dieses Winters erwarten sie mich zurück. Nun werde ich aber kaum vor Beginn des nächsten nach Europa kommen. Ohne mich kann nicht gebaut werden. Für die Anlage des Spitalganzen sind meine Erfahrungen erforderlich. Sind die Bauten einmal unter Dach, so mögen andere die Inneneinrichtung übernehmen.

* * *

Dass mein Unternehmen viel grösser wird, als ich es plante, und dass Dysenterie und Hungersnot dabei in der Weise mit in Rechnung gesetzt werden müssen, wie es der Fall ist, sind Tatsachen, unter die ich mich beugen muss. Die einstimmige und begeisterte Billigung meines Entschlusses durch die Helfer, die mir so treu und verständnisvoll zur Seite stehen, ist mir die Gewähr, dass ich das Richtige tue.

Schwere Arbeit steht uns bevor. Mögen die Freunde in Europa wissen, dass wir sie als notwendig und der Sache förderlich mit Freudigkeit tun. Mögen sie auch wissen, wie dankbar wir ihnen für alles Verstehen und Helfen sind, das sie uns in so ergreifender Weise entgegenbringen. Im Vertrauen auf sie wagen wir, was wir wagen, und unternehmen, was geleistet werden muss, wenn Weh und Leid in diesem unglücklichen Lande wirksam bekämpft werden sollen.

*

An die Freunde und Helfer des Spitals.

1. Meine Adresse. Briefsendungen.

1. Alle Briefe und Postsendungen bitte ich von jetzt an nur an meine europäische Adresse zu richten: Dr. Albert Schweitzer, *Günsbach* bei Münster, Elsass. So lange ich in Afrika bin, werden sie mir prompt und auf dem sichersten Wege nachgesandt.

Kommen die Briefe direkt nach Lambarene, so müssen sie mir, wenn ich endlich auf Urlaub heimgekehrt bin, nach Europa nachgesandt werden, wodurch nicht nur eine sehr grosse Verzögerung entsteht, sondern auch ihre Ankunft in meine Hände problematisch wird. Zwischen Europa und Afrika hat gar mancher Brief Gelegenheit, verloren zu gehen. Letzthin hatten die Postsäcke, die ein Dampfer für Afrika mit sich führte, im Wasser gelegen. Ein grosser Teil der Briefe konnte nicht bestellt werden, weil die Adressen unleserlich geworden waren.

2. Die genaue Adresse für Afrika ist:

Lambarene, Afrique Equatoriale Française, via Bordeaux—Port Gentil.

Etwa alle drei Wochen geht eine Post ab, die einen Monat braucht um bis hierher zu gelangen. Gewöhnlich fährt der Flussdampfer, der die Post nach Lambarene bringt, wieder so schnell zurück, dass man nicht mit wendender Post antworten kann. Es kann also drei Monate dauern, bis ich Bescheid auf einen Brief aus Europa gebe.

3. Sendungen von Geldgaben aus dem Elsass.

Gaben in Geld oder in Checks aus dem Elsass bitte ich, nicht hieher zu senden, sondern an meinen Namen nach Günsbach bei Münster, Elsass gelangen zu lassen, von wo aus ich dann in Besitz derselben gelange. Die direkte Sendung nach Afrika ist zu kompliziert und zu unsicher.

Für das Elsass können Gaben auch auf das Postscheck-Konto C. c. 3395 von Herrn Pfarrer *Albert Woytt,* Oberhausbergen bei Strassburg, eingezahlt werden. Herr Pfarrer Woytt hat die Freundlichkeit, der Kassierer meines Werkes zu sein.

Weiter nehmen Geldgaben für mein Werk in Empfang:

Frau Pfarrer Albert Kuntz, Schildgasse 2, Strassburg.
Fräulein Lydia Liebrich, Thomasstift, Thomasstaden 1 a, Strassburg.
Fräulein Lisy Schmutz, Finkweilerstaden 5, Strassburg.
Die Evangelische Buchhandlung, Münstergasse 7, Strassburg.
Frau J. Ehretsmann-Nicolai, Münsterplatz, Colmar.
Fräulein M. Schweitzer, Günsbach.
Herr Pfarrer J. Lickel, Elsässerstrasse 16, Mülhausen.
Herr Dr. Weick, Chemiker, Hagenau.

4. Sendungen von Geldgaben aus der Schweiz.

Geldgaben aus der Schweiz können auf das Postscheck-Konto V 5204 von Herrn Pfarrer Dr. theol. *Hans Baur,* Basel, Leonhardsgraben 63, meinem Bevollmächtigten, eingezahlt werden, mit dem Vermerk: « Für das Spital von Dr. A. Schweitzer ». Sie können auch an meine Adresse in Günsbach gesandt werden. Weiter nehmen Geldgaben in der Schweiz in Empfang:

Herr Dr. J. Karcher, Eulerstrasse 33, Basel.
Frau Robert Kaufmann-Kissling, Belsitostrasse 17, Zürich.
Herr Pfarrer Béguin, Peseux près Neuchâtel.
Herr Professor J. Strohl, Wytellikerstrasse 12, Zollikon bei Zürich.
Fräulein Emmy Hopf, Archivstrasse 15, Bern.

5. Postpakete.

Postpakete aus dem Elsass und der Schweiz können nach Lambarene adressiert werden, mit einer genauen Zollerklärung. Bitte, dieselben genau adressieren und gut verpacken. Keine Pappdeckelschachteln, sondern Holzschachteln dazu nehmen. Im allgemeinen aber ist es ratsam, die aus dem Elsass zu sendenden Sachen an Fräulein Lydia Liebrich, Thomasstift, Thomasstaden 1 a, Strassburg, und die aus der Schweiz ebenfalls an diese Adresse oder an Herrn Pfarrer Dr. theol. Hans Baur, Leonhardsgraben 63, Basel, zu senden. Von da werden sie von mit der Expedition erfahrenen Kräften weiter befördert. Dies erlaubt auch das für Pakete zulässige Gewicht vollständig auszunutzen.

Auch die für den Empfang von Geldgaben namhaft gemachten Personen nehmen Gaben in Natur für mich entgegen, um sie nach Strassburg oder Basel weiterzuleiten.

6. Frachtsendungen.

Direkte Frachtsendungen nach Lambarene sind nicht möglich, der speziellen Verpackungen für die Tropen und der komplizierten Zollerklärung wegen. Alle Sendungen müssen durch die Spediteure

gemacht werden, die meine Sachen für gewöhnlich besorgen und die Verzollung in Port Gentil durch ihren Agenten ausführen lassen. Also bitte ich, alle als Fracht zu sendenden Sachen aus dem Elsass an Fräulein Lydia Liebrich, Thomasstift, Thomasstaden 1 a, Strassburg, zu senden, und die aus der Schweiz an Herrn Pfarrer Dr. theol. Hans Baur, Basel, Leonhardsgraben 63. — Auch können sie, der Vereinfachung halber, an die Personen abgegeben werden, die für die Annahme von Geldgaben namhaft gemacht sind. Dieselben werden sie dann nach Strassburg und Basel weiterleiten.

7. Was mir in erster Linie dienlich ist.

Besonders dienlich sind mir zuerst: Alte Decken jeder Art, auch wenn sie zerrissen sind, gebrauchtes Getüch jeder Art, auch wenn es zerrissen ist.

Fleischkonserven, Sardinen, Gemüsekonserven, Fruchtkonserven, Dörrobst, Milch in Büchsen, Oel in Flaschen oder Büchsen, Glastuben und Blechtuben, in denen sich Medikamente befanden, Verbandstoffe, Watte.

Solche Gaben aus dem Elsass können jederzeit an Fräulein Lydia Liebrich, Thomasstift, Thomasstaden 1 a, Strassburg, gesandt werden. Aus der Schweiz sind sie an Herrn Pfarrer Dr. theol. Hans Baur, Leonhardsgraben 63, Basel, zu richten. Auch sind die als Empfänger von Geldgaben genannten Personen gerne bereit, sie in Empfang zu nehmen und nach Strassburg oder Basel weiter zu leiten.

Besonders wertvoll sind mir Fläschchen mit gläsernen Stöpseln. Glastuben und Blechtuben kann ich überhaupt nie genug bekommen. Alle Blechschachteln, ob rund oder viereckig, klein oder gross, sind brauchbar, wenn sie nur solid und sauber sind und gut schliessen. *Besonders wertvoll sind mir Blechschachteln mit eingeklemmtem Deckel, grosse und kleine.* Wichsschachteln und andere leicht verbiegbare Blechschachteln können mir *nicht* dienen.

In der Schweiz bitte ich vorläufig keine Apothekerfläschchen und Blechschachteln für mich zusammenzubringen. Die Zollformalitäten sind so kompliziert und der Zoll so hoch (selbst auf gebrauchte Gläser und Blechbüchsen), dass die Sendung viel zu teuer wird. *Glastuben und Blechtuben hingegen bitte ich auch in der Schweiz für mich zu sammeln und an Herrn Pfarrer Dr. theol. Hans Baur, Basel, Leonhardsgraben 63, gehen zu lassen. Sie sind so wertvoll, dass sich der Zoll gut lohnt.*

8. Auskünfte.

Auskünfte in allen mein Werk und mich betreffenden Fragen erteilt Frau *Emmy Martin,* per Adresse Frl. Lisy Schmutz, Finkweilerstaden 5, *Strassburg.* Briefe an Frau E. Martin können auch nach

Günsbach, Elsass, adressiert werden. Frau Martin hat die Freundlichkeit, alle für das Unternehmen notwendige Sekretärarbeit zu übernehmen.

Für die Schweiz geben auch Auskunft Herr Pfarrer Dr. theol. Hans Baur, Leonhardsgraben 63, Basel, und Herr Dr. J. Karcher, Eulerstrasse 33, Basel.

9. Bitte um Nachsicht.

Noch mehr als in den ersten « Mitteilungen aus Lambarene » muss ich in den zweiten um Vergebung für nicht beantwortete Briefe und unterlassene Danksagungen bitten. Meine Korrespondenz geht weit über meine Kräfte. Auf die lieben Gaben selber zu danken, wenn auch nur mit einem kurzen Wort, habe ich leider endgültig aufgeben müssen.

Kaum bringe ich die Zeit und die Kräfte auf, die notwendigsten Bestellungen zu erledigen, die Rechnungen zu führen und alle erforderlichen Anordnungen nach Europa gehen zu lassen.

Die Anordnungen gehen in die Hunderte von Seiten. Bei allen Bestellungen muss ja genau angegeben werden, wie die Sachen zu verpacken und zu versenden sind, und wie es mit Zollerklärungen zu halten ist. Durch das geringste Versehen der Versender können uns grosse Verluste entstehen. Diese Korrespondenz muss leider allen anderen vorangehen. Darum bleiben Briefe von Bekannten und Freunden, auch wenn sie dringende Fragen enthalten, oft so lange unbeantwortet.

Obwohl ich also immer viel zu spät und gar oft überhaupt nicht antworten kann, freue ich mich über alle Briefe, die ich bekomme. Wie oft gibt mir ein lieber Brief wieder Frische und Mut zur Arbeit!

10. Versendung der « Mitteilungen aus Lambarene ».

Etwa alle sechs Monate gedenke ich Aufzeichnungen über meine Tätigkeit und meine Erlebnisse an meine Geber und Freunde gelangen zu lassen. Leider kann ich diese Mitteilungen nicht in so vielen Exemplaren drucken und versenden lassen, als ich möchte, der grossen Unkosten wegen. Auch hatte ich selber nicht Zeit, die Liste für die Versendung aufzustellen. Ich musste die Arbeit Freunden überlassen. Gar manche Versehen und Versäumnisse werden also vorkommen, bis die Listen vollständig in Ordnung sind. Gar mancher, der auf Grund des lieben Interesses, das er meinem Unternehmen bewies, Anspruch auf einen Bericht hat, wird keinen erhalten haben. Man möge mir verzeihen. Alle Versehen und Versäumnisse in der Versendung der Mitteilungen bitte ich an Frau Martin, per Adresse Fräulein Lisy Schmutz, Finkweilerstaden 5, Strassburg, oder an Herrn Pfarrer Woytt, Oberhausbergen bei Strassburg, und Fräulein Emmy

Hopf, Archivstrasse 15, Bern, oder Herrn Pfarrer Dr. theol. Hans Baur, Leonhardsgraben 63, Basel, zu melden. Ebenso können Angaben für zu sendende Berichte den Personen übermittelt werden, die oben namhaft gemacht worden sind als solche, die Gaben für mich in Empfang nehmen. Ist es möglich, dass Bekannte sich miteinander mit einem Exemplar begnügen und dasselbe von Hand zu Hand gehen lassen, so bin ich sehr dankbar, da damit Druck- und Versandkosten gespart werden.

Das zweite Heft der Mitteilungen ist leider um gar viele Monate zu spät fertig geworden. Die durch die Dysenterieepidemie und die Hungersnot verursachte Arbeit und Sorge haben mich so in Anspruch genommen, dass die Feder ruhen musste.

Die Freunde, die mit so viel Hingebung die Angelegenheiten meines Spitals in Europa führen, haben es auf sich genommen, die Mitteilungen, zur Deckung der Druckkosten und auf von verschiedenen Seiten erfolgte Ersuchen hin, auch im Buchhandel erscheinen zu lassen. Meine Absicht war dies nicht. Mit in der Müdigkeit hingeworfenen Aufzeichnungen wage ich nicht vor die Oeffentlichkeit zu kommen. Da ich aber das Spital hier führe und die Freunde die Angelegenheiten in Europa, geschehe wie sie für recht halten und zu verantworten übernehmen.

11. Bitte um deutliche Schrift.

Ich bitte alle, die liebe Gaben senden, Auskünfte verlangen oder mir Nachrichten zukommen lassen, ja ihren Namen und ihre Adresse deutlich zu schreiben. Es ist mir schon vorgekommen, dass ich nicht antworten konnte, weil ich, trotz aller verwandten Mühe, Name und Adresse nicht zu entziffern vermochte.

ALBERT SCHWEITZER.

Werke von ALBERT SCHWEITZER

Zwischen Wasser und Urwald

Erlebnisse und Beobachtungen eines Arztes im Urwald Äquatorialafrikas.

37.—43. Tausend — Gebunden Fr. 5.—

Mit 16 Abbildungen.

Mitteilungen aus Lambarene

Frühjahr bis Herbst 1925.

Geheftet Fr. 1.20.

Aus meiner Kindheit und Jugendzeit

Mit zwei Abbildungen: Günsbach und Schweitzers Geburtshaus

16.–17. Tausend — Gebunden Fr. 3.50

Das Christentum und die Weltreligionen

Gebunden Fr. 2.—.

Kulturphilosophie

I. Bd.: **Verfall und Wiederaufbau der Kultur**

Geheftet Fr. 2.50 — Gebunden Fr. 3.50

II. Bd.: **Kultur und Ethik**

Geheftet Fr. 7.— — Gebunden Fr. 8.75

Werke über ALBERT SCHWEITZER

Das Weltanschauungsproblem bei Karl Barth und Albert Schweitzer

Eine Auseinandersetzung von Lic. theol. *Martin Werner*

Privatdozent an der Universität Bern.

Gebunden Fr. 5.80.

Albert Schweitzer Sein Werk und seine Weltanschauung

von Dr. *Oskar Kraus,* Professor an der Universität Prag.

Mit einem Bildnis Schweitzers, Bildern aus seiner Heimat und dem Urwaldspital und einem Brief-Faksimile

Gebunden Fr. 4.60.

Verlag PAUL HAUPT, Bern

DER WEG

Ein Lebens-ABC, von *Arnold Lüscher.*

Ganzleinen Fr. 5.—

Nationalzeitung: Den Suchenden und Leidenden widmet der Verfasser sein Büchlein. Es bietet den Briefwechsel eines Jünglings mit einem erfahrenen Mann. In allen Nöten des Lebens, die an den jungen Mann herantreten, ... weiss der ältere Freund den jungen zu beraten, zu beruhigen und ihn langsam auf den Weg des innern Friedens, einer fröhlichen Lebensauffassung zu leiten.

Neue Wege: Das Büchlein ist voll von trefflicher, oft tiefer Wahrheit und kann jungen und übrigens auch alten Menschen, die ihren Weg suchen, einen solchen zeigen. Ein Volksbuch ist es durch seine Form, die wirklich ein Muster von Klarheit, Einfachheit und lebendiger Wärme darstellt.

ZIELE UND WEGE DER ERZIEHUNG UND SELBSTERZIEHUNG

von *Pfr. Otto Lauterburg.*

Ganzleinen Fr. 6.50

Berner Tagblatt: Die feine Beobachtungsgabe und warme Menschenliebe des Verfassers, seine Belesenheit und tüchtige Orientierung in psychologischen und pädagogischen Fragen haben hier ein Werk werden lassen, das wir als eine rechte Fundgrube von erzieherischer Anregung in die Hände vieler Eltern und Lehrer legen möchten.

L. Ragaz (Neue Wege): So eignet sich das Ganze recht dazu, ein Volksbuch zu werden. Besonders werden alle, die mit Erziehung zu tun haben, aus ihm als aus einem reichen Schatze schöpfen.

CHRISTENTUM DER TAT

Ein Wegweiser für Suchende, von *Pfr. Otto Lauterburg.*

Erscheint Herbst 1926. Preis ca. Fr. 4.60

Verlag PAUL HAUPT, Bern